

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 20.

1882.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Im Kampf wider alle.

Roman von Ferdinand Stifter.

(19. Fortsetzung.)

Sie war durchaus nicht dumm, die Kammerkaze der Königin Elfride, und sie begnügte sich nicht damit, bei den bedeutungsvollen Worten des interessanten Gastes sich das ihrige zu denken, sondern sie mußte auch etwas sagen, was ihm ihr verständnisreiches Gemüt verriet.

„An ein par Funken wird die Welt nicht zugrunde gehen!“ sagte sie und sprang geschwind von der Vorfalttür zu der, welche in das Bureau des Herrn Specht führte.

„Bitte, treten Sie nur näher!“

„Trefflich bemerkt!“ lachte nun Guido von Frank. „Im Gegenteil sogar: Funken und Flammen sind das Lebenselement, die Lebenserregungen in der Welt — die einzigen, die es gibt.“

Dabei schritt er an ihr vorüber in das Bureau und streifte sie wieder — diesmal aber nicht ganz so leise als vorher.

Sie war im Begriff, gleichfalls einzutreten und die Tür hinter sich zuzuziehen, da ertönte der Silberklang eines Glöckchens. Die Joje stampfte mit den elegantbeschuhten Füßen zornig den Boden. Die Glocke rief sie zu ihrer Herrin — und sie mußte dem Rufe folgen, wenn sie nicht riskiren wollte, daß sich Fräulein Elfride aufmachte, sie zu suchen, und das wollte sie unbedingt vermeiden, — was brauchte die auch den reizenden jungen Herrn zu sehen, sagte sie sich.

„O bitte verzeihen Sie — ich habe einen Augenblick zu tun — nur einen Augenblick!“

Sie knigte zierlich und mit raffinirter Koketterie, und warf ihm dabei einen Blick zu, aus dem die Funken und Flammen, welche, wie Frank gesagt, das Lebenselement der Welt sind, in üppig vollen Garben zu ihm hinüberflogen.

Der Student erwiderte den Blick fast nicht minder flammend.

Dann, als die Tür sich hinter ihr geschlossen hatte, warf er seinen Hut ungenirt auf einen kleinen Tisch, der neben der Tür stand und nahm selbst auf einem Lehnstuhl in der Nähe des einen Fensters platz.

„Meinetwegen darf dieser Specht ausbleiben, solange er will,“ brumte er vor sich hin. „Mit dem Pump hat es keine Eile. Was aber meine Forschungen über den Herrn Stein anlangt, so erfahre ich von dem koketten Dinge, der Kammerkaze, jedenfalls mehr als von dem Alten. Hier allein zu sitzen, ist allerdings langweilig und fruchtlos.“

Er schaute sich im Zimmer um. Es war mit plumper Eleganz — wenn man so sagen darf — eingerichtet. Jedes der Möbelstücke war sicherlich teuer — sehr teuer, aber sie erschienen

wie auf einem Duzend verschiedener Auktionen kunterbunt zusammengelesen.

Der Schreibtisch z. B. war aus Ebenholz und geziert mit kostbaren Schnitzereien im Renaissancegeschmack — der davorstehende mit rotem Plüschpolster versehene Schreibstisch war dagegen ein aus dem edlen Holze des Nussbaums angefertigtes Muster allermodernerer Geschmackslosigkeit.

Spuren fleißiger Arbeit waren nirgends zu entdecken; der Schreibtisch sah aus, als wäre er noch nie benutzt worden, und ein par Glaschränke an der Wand, die so aussahen, als enthielten sie Bücher, waren fest verschlossen und verbargen hinter dunkelgrünen Vorhängen sorglich ihren Inhalt.

„Wirklich langweiligste Geistesöde gähnt einem von allen Wänden her entgegen,“ jur Guido von Frank in seinem Selbstgespräche fort.

„Abscheuliche Schmarozerpflanze — solch' ein Mensch — daß aus der Tochter eines solchen Kerls nichts Honnettes werden kann, ist selbstverständlich. Wie soll ein Charakter da gedeihen, wo außer dem kategorischen Imperativ des Profitmachens auch nicht die leiseste Spur eines Grundsatzes vorhanden ist!“

Er kam nicht weiter in seinen Betrachtungen. Es ging eine Tür und er hörte leichten Schrittes jemanden über den Vorfal huschen.

Die Joje der Königin Elfride kehrte zurück. Diese hatte vorhin die Türglocke läuten hören und gemeint, es komme der, den sie heut infolge der Mitteilungen ihres Vaters zum zweitenmale in ihrer Wohnung zu sehen hoffte.

Sie harrete auf Franz Stein mit ungestümer Leidenschaft — obgleich sie ihn nicht wieder gesehen, hatte sie doch täglich — fast stündlich an ihn gedacht und sich dabei immer mehr in eine wild-sinnliche Neigung für ihn hineinphantasirt.

Heute sollte er kommen, und das Glück wollte, daß ihren Vater ganz unerwartet ein nicht aufzuschiebendes Geschäft verhinderte, ihn zuhause zu erwarten. Sie hatte also Aussicht, mit ihm allein zu sein und war entschlossen, diese Gelegenheit mit allen Kräften, die so überaus erfahrenen und geübten Koketten zur Verfügung stehen, zu nützen.

„Wer ist soeben gekommen?“ fragte sie das durch die silberne Tafelschelle herbeigerufene Kammermädchen.

Dieses machte ein höchst verächtliches Gesicht, als es antwortete:

„Ach — weiter niemand. Ein Herr oder ein Mann, der-

so — so — na, wie soll ich nur sagen, so schäbig, so ignoble aussieht, als könnte er beim Herrn nichts weiter wollen, als ihn anborgen.“

„Ach so — ein älterer Mann also — —“

„Und wie — alt und unappetitlich — —“

„Ist er wieder fort?“

„Nein, er wollte durchaus warten — da hab' ich ihn ins Bureau gelassen — so einer kommt natürlich nicht in den Salon — und werd' ich mir im Bureau verschiedenes zu tun machen, um dem Menschen auf die Finger zu sehen. Besser ist besser!“

Fräulein Esfriede war heut viel zu sehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, um die Meldung ihrer mit der Wahrheit wie mit allem in der Welt verzweifelt leichtfertigen Dienerin und besonders die sonst garnicht in deren Wesen liegende Vorsicht verdächtig zu finden.

Sie warf sich wieder in die Chaiselongue zurück und sagte:

„Es ist gut. Wenn Herr Stein kommt — du kennst ihn wol noch von seinem ersten Besuche — so führst du ihn sofort in den Salon und gibst mir Nachricht.“

„Die hat's ängstlich um den Stein!“ dachte sich die Jose, als sie über den Vorfall nach dem Bureau zurückhüpfte. „Das sagt sie mir heut nun schon zum dritten oder viertenmale. Sie muß mit dem ganz bestimmt schon außer dem Hause zusammengetroffen sein — denn wenn er sich die ganze Zeit nicht um sie gekümmert hätte, dann hätte sie gewiß die Besuche von den alten Intimen — na und wie intimen Bekanten angenommen, die sie in der letzten Woche besuchen wollten. Denn daß die sich mit dem waschlappigen Knirps, dem Haßler, zufrieden gibt — das redet mir mein Lebtag keiner ein. Na — mir ist's egal — ich lache sie sogar aus, wenn mir's mit dem dadrin glückt — so'n Liebsten hat die doch noch nicht gehabt.“

Sie war vor der Thür des Bureau's stehen geblieben und zupfte sich geschwind ihre Frisur, die sehr viel Kunst und Sorgfalt verriet, zurecht. Als sie mit diesem wichtigen Geschäfte nach Wunsch fertig war, trat sie ein.

„Es ist hübsch von Ihnen, daß sie mich hier nicht all' zu lange der Einsamkeit überlassen, mein schönes Kind,“ redete sie Guido von Frank sofort an. „Es ist noch viel langweiliger, allein zu sein, wenn man weiß, daß gute — oder sogar hübsche Gesellschaft in der Nähe ist. Der gute Herr Specht ist übrigens ein Glückpils — solch' ein Mädchen wie Sie, meine Kleine, würde sich Muhammed, der Prophet, in seinem Paradiese zur Bedienung gefallen lassen.“

„Aber ich bitte,“ antwortete sie, indem sie sich Mühe gab, beleidigt zu tun, „ich bitte, mein Herr — ein anständiges Mädchen wird doch nicht zur Bedienung bei einem Herrn engagirt sein.“

„Pardon“ — lachte der Student; „ich dachte beim Zeus an nichts, was ein anständiges Mädchen, wie Sie, reizender Schelm, sicherlich sind, auch nur im entferntesten an ihrer Ehre und Tugend hätte verletzen können, aber ich wußte nicht, daß Herr Specht eine Frau hat — —“

„Eine Frau hat er auch nicht — wenigstens nicht mehr. Dafür aber eine Tochter!“

„Eine Tochter — so?“ Guido von Frank tat erstaunt und so, als ob ihm plötzlich ein Licht aufging. „Da kann ich mir erklären, warum bei Herrn Specht, wie ich gehört habe, soviel jüngere Herren aus- und eingehen.“

„Ja,“ sagte die Jose schnippisch, „das ist schon war, oder eigentlich: es war früher so — denn in den letzten Jahren geben sich doch nicht mehr soviel junge Herren Mühe um mein Fräulein, und das ist auch ganz natürlich — wenn man einmal ein gutes Recht hat, zu jagen: Schier dreißig Jahre bin ich alt — dann vergessen einen die bösen Männer allmählich.“

Guido von Frank drehte ihr höchlich belustigt mit dem Finger.

„Eine kleine Verletzung des Amtsgeheimnisses — nun mir gegenüber hat das nichts zu sagen. Also Ihr Fräulein ist, wie ein echter Bursch sagen würde, schon ein klein wenig aus dem Schneider, und da lassen die ungetreuen Verehrer die einstige Herzenskönigin allgemach im Stich — abscheulich! Aber ganz verlassen kann die Dame doch wol noch nicht sein — ich wenigstens habe gehört, daß ein Herr, den ich vor einiger Zeit auf einer Reise kennen lernte, gegenwärtig eine Schwäche für Ihr Fräulein haben sollte — ein Herr — nun, wie heißt er doch?“

„Ach!“ sagte die Jose achselzuckend, „doch nicht etwa der dicke Posaunenengel, der Herr Gabriel Haßler?“

„Herr Gabriel Haßler?“ sagte Guido von Frank aufmerksam und das Mädchen prüfend anschauend, „nein, den meine ich

nicht — der Name liegt mir auf der Zunge, Fels oder so etwas — ich weiß nicht — —“

„Ach so, den meinen Sie — den Herrn Stein, na ja, der liegt, unter uns gesagt, meinem Fräulein gründlich am Herzen und, weiß der Himmel, er muß in sie auch schmachlich verliebt sein — —“

Guido von Frank sah dem Mädchen in die Augen, als wollte er ihre geheimsten Gedanken erforschen. Sie bemerkte es wol, blieb aber unbefangen, wie vorher. Sie sagt, was sie selbst glaubt, dachte sich Frank.

„Das ist mir interessant, sehr interessant — es würde mir unendlichen Spaß machen, könnte ich diesen meinen Bekanten auf solch' einer kleinen Herzensschwäche ertappen — ihn, wissen Sie, mein schönes Kind, der eigentlich aus der Zeit der — nun Sie sagen es Ihrer Herrin wol nicht wieder — der Jugendeseelen längst schon heraus sein sollte und der auch immer so überlegen vernünftig und tugendhaft tut.“

Während er so sprach, war der junge Mann an des Mädchens Seite getreten — bei dem Worte „tugendhaft“ legte er seinen rechten Arm um ihre Taille und trat gleichzeitig einen Schritt zurück, — sie mit sich nach dem Sessel ziehend und sich wieder darauf niederlassend. Im selben Augenblicke hatte er sie auch auf seinen Schoß niedergezogen:

„So plauder's sich besser, mein Schatz,“ sagte er sehr ruhig, fast kühl, also, daß der Klang der Stimme in seltsamster Weise mit der Sprache kontrastirte, welche seine in solchen Augenblicken fast dämonisch schönen Augen redeten.

„Ich werde dir dankbar sein — hörst du, Kind, dankbar, wenn du mir zu der Ueberzeugung verhilfst, daß Stein mit deinem Fräulein in zärtlichen Beziehungen steht.“

Er hatte sein Gesicht dem ihren so genähert, daß sein heißer Atem ihre Wangen berührte, dabei borten sich seine Augen funken- und flammensprühend in die ihren — — über ihr Antlitz verbreitete sich heiße Röthe — nicht die Röthe der Schüchternheit oder Schamhaftigkeit — von ihr ward die Jose des Fräulein Esfriede Specht schon lange nicht mehr behelligt, wol aber die Blut wilder, kaum noch zu bändigender Leidenschaft. In einem Momente, wie dieser war, und in solcher Erregung hätte sie Vater und Mutter, Himmel und Erde verraten und verkauft — dem Manne zu gefallen, der ihre Sinnlichkeit so zu entsachen vermochte. Franz Stein stand ihrem leichtentzündlichen Herzen keineswegs nahe — sie hatte, als sie ihn neulich in der Wohnung ihrer Herrschaft gesehen und ihm später ein parmal zufällig auf der Straße wieder begegnet, sofort empfunden, daß das kein Mann sei, der für Mädchen gleich ihr unmöglich zu erobern wäre. Und desto mehr ärgerte sie das vermeintliche Verhältnis zwischen Stein und Esfriede, die sie onehin viel eher haßte als liebte.

„Ich tue, was Sie wollen — alles tue ich,“ flüsterte sie. „Dieser Stein kommt wahrscheinlich heut noch zum Fräulein — sie erwartet ihn schon sehnsüchtig im Salon.“

„Das ist schon etwas — es ist sogar ziemlich viel. Aber es ist noch nicht alles — —“

„Neben dem Salon befindet sich ein dunkles Kämmerchen, die Gardrobenkammer des Fräuleins — dahinein kommt jaraus jarein niemand als ich und man hört von dort leicht, was im Salon gesprochen wird — —“

„Ich danke, Kind — horchen ist nicht meine Sache!“

„Dann — ah — ich hab's! Wollen Sie ein Gedicht lesen, daß der Herr Stein auf mein Fräulein gemacht hat?“

„Ein Gedicht? Bist du sicher, daß es von Stein ist?“

„Ja, wer sollte es denn sonst gemacht haben? Der dicke Herr Haßler kann doch gewiß nicht dichten. Und andre Herren kümmern sich jetzt garnicht mehr um's Fräulein. Ich will's Ihnen holen, aber Sie müssen mir versprechen, daß Sie's blos durchlesen und mir dann wiedergeben — ich muß es dann wieder hinlegen, wo's gelegen hat.“

„Gut — nun rasch, mein Kind — die Sache wird immer spaßhafter.“

Sie schlüpfte zur Thür hinaus und noch in derselben Minute kehrte sie zurück. Sie hielt ein Blatt feinsten weißen Papiers, das nach kostbarem Parfüm duftete, in der Hand. Auf demselben standen in zierlicher Schönschrift die uns bekanten Verse Franz Steins.

Guido von Frank überflog sie.

„Etwas steif und hölzern,“ kritisirte er, „aber doch weder ganz dumm noch ganz one Gesicht verifizirt. Ein ordinärer Handlungschwengel hat sie sicher nicht gemacht. „O gib den

Frieden, Frieda, mir zurück!“ Es wäre eigentlich zum Tötlachen, wenn es nicht gar so schmachvoll wäre — —“

Die Josee sah ihm einigermaßen verblüfft ins Gesicht:

„Gar so schmachvoll?“ fragte sie.

Frank lachte.

„Nimm's nicht übel, Kind — aber findest du's nicht auch schmachvoll, daß sich ein noch junger Mann in eine schier dreißig-jährige Weilandtschönheit verliebt, wo so hübsche Zwanzigjährige, wie du, ganz in der Nähe zu haben sind.“

„Für jeden bin ich aber nicht zu haben — ich gewiß nicht!“ sagte sie etwas mißtrauisch und trozig.

„Sehr brav — Tugend ist auch eine Bier,“ — von der leisen Ironie im Tone merkte das Mädchen diesmal umsoneniger, als er sie mit einem kräftigen Drucke seines Armes rasch an sich zog und küßte, „ich denke sogar für keinen als . . .“

Er schaute ihr wieder in die Augen mit einem Blicke, wie ihr vorhin einer die heiße Röte in die Wangen getrieben hatte.

Er vollendete den Satz nicht — sondern ließ sie los und sah nach der Uhr.

„Teufel — meine Zeit ist um. Ich habe einen notwendigen, unaufschiebbaren Gang. Wenn möglich, komme ich heut noch wieder. Gib deinem Herrn diese Karte und da hast du das Gedicht — doch nein — laß es mich noch einmal lesen — —“

Er überflog die Verse von neuem.

„Sie wollen schon gehen?“ sagte die Josee sehr enttäuscht.

Er gab ihr das Blatt mit dem Gedichte zurück.

„Wir sehn uns wieder — verlaß dich darauf, Schaz. Und ich wünsche dich nicht nur hier wieder zu sehen — trinkst du Champagner? Ja! Ich habe noch ein duzend Flaschen auf meiner Bude — du wirst von mir hören!“

Ehe die sonst so Mundfertige noch geantwortet hatte, war er zur Thür hinaus und fort.

Guido von Frank blieb an der Haustür einen Moment stehen; aber nur einen Moment. Dann wante er sich nach der rechten Seite, indem er vor sich hin sprach:

„Er wird auf dem Fectboden sein, der Fuchs. Wenn er nicht Bescheid weiß, gehe ich direkt zu seiner Schwester — da, wahrhaftig, beinahe hätte ich nicht daran gedacht, sie heißt ja Friederike, also auch Frieda — vielleicht richtet dieser Stein des Anstoßes und Aergernisses seine dichterischen Ergüsse an beide zugleich — das wäre erst der Gipfel der Niedertracht.“

Seine Augen flammten drohend. Er beschleunigte seine Schritte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Einführung der warmen Getränke in Europa.

Kulturgeschichtliche Skizze von S. S.

Die Sitte, durch den Genuß gewisser narkotischer und ähnlicher Stoffe das Wohlbefinden des Individuums zu fördern und anregend auf seine Lebenstätigkeit einzuwirken, ist so weit und bei so vielen verschiedenen Völkern der Erde verbreitet, daß wir wol annehmen müssen, daß es sich hierbei nicht bloß um eine Angewöhnung, sondern vielmehr um ein physiologisches Bedürfnis handelt; ein Bedürfnis, welches befriedigt werden muß, wenn das Wohlbefinden der Menschen nicht darunter leiden soll.

In der That würde man denn auch irren, wollte man z. B. annehmen, daß vor der Einführung von Tabak, Kaffee, Tee und dergleichen in Europa derartige Stoffe nicht in Gebrauch waren. In Deutschland wurden z. B. Stechapfel, Wohn, Hopfen und ähnliche Gispflanzen zur Anregung der Lebenstätigkeit allgemein benutzt. Da die neu eingeführten Pflanzen, besonders der Tabak, ihrem Zwecke bedeutend besser entsprachen, als die eben genannten Stoffe, so erklärte sich auch hieraus die überaus rasche Verbreitung desselben, und wenn Kaffee und Tee sich bei weitem langsamer ihr Gebiet eroberten, so ist das wol zumteil der Thatfache zuzuschreiben, daß die Menschen an kräftiger wirkende Anregungsmittel gewöhnt waren.

Merkwürdig ist, daß die Menschen in verschiedenen, so weit auseinander liegenden Teilen der Erde die Entdeckung machten, daß die Blätter des Teestrauchs, die Beeren der Kaffeepflanze, wie auch die Blätter der „Yerva Maté“, des Paraguay Tee, alle einen reizenden und nährenden Bestandteil enthalten, welcher, wie wir heute wissen, chemisch derselbe ist. Es mag wol eine sehr lange Zeit vergangen sein, ehe die Menschen sich so weit entwickelten, daß sie außer den Nährpflanzen, wie Getreide, Obst und dergleichen auch anfangen, Pflanzen zu benutzen, die ihnen nicht eigentlich zur Nahrung, sondern zum Genuß dienten. Noch heutigen Tages versuchen und probiren wilde Völkerschaften die Pflanzen ihrer Heimat zu arzneilichen Zwecken, und wir gehen wol nicht fehl, wenn wir annehmen, daß auf diese Weise auch die Beschaffenheit des Kaffee, Tee und der Kakaobohne, welche letztere einen ähnlichen Stoff, wie die erstgenante enthält, bekannt wurde.

Der Kakao und das aus ihm bereitete Präparat, die Chokolade, sind es, welche die Europäer von den modernen Aufgussgetränken zuerst kennen lernten. Die Spanier fanden die Chokolade bei den Mexikanern allgemein in Gebrauch und im Jahre 1520 brachten sie die ersten Kakaobohnen nach ihrer Heimat, worauf auch bald die Chokolade daselbst hergestellt wurde. Die Fabrikation wurde lange Zeit geheim gehalten. Von Spanien wurde das neue Getränk zunächst nach Deutschland gebracht, welches ja durch seine Höfe und Dynastien damals in vielfacher Beziehung

zu Spanien stand. Erst im Jahre 1661 kam die Chokolade in Frankreich durch die Gemalin Ludwig XIV., Maria Terefia von Spanien, allgemeiner in Gebrauch, nachdem 8 Jahre vorher der Kardinal Richelieu, der Bruder des bekanten Ministers — die Franzosen zuerst mit derselben bekannt gemacht hatte. Auch hier wurde anfänglich die Herstellung der Chokolade als Geheimnis bewahrt, was natürlich ihrer raschen Verbreitung hinderlich war. Doch finden wir bald darauf derselben schon als eines beliebten Frühstücktraufes erwähnt, natürlich nur bei den Vornehmen, denn die Armeren mußten sich schon des hohen Preises halber diesen Genuß versagen; kostete doch noch im Jahre 1692 das Pfund Chokolade 6 Livres, was nach heutigem Geldwert wol etwa 30 Mark entsprechen mag.

Ein allgemeines Genußmittel ist die Chokolade wol nur in Spanien und Portugal geworden, wo dieselbe zu den täglichen Nahrungsmitteln gehört und darum in größeren Mengen konsumirt wird als irgendwo sonst. In zweiter Reihe folgt Frankreich, während bei den übrigen Völkern der Genuß der Chokolade noch immer als ein Luxus betrachtet wird.

Die erste Erwähnung des in China schon seit dem 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Gebrauch stehenden Tee's findet sich in einer Reisebeschreibung Marco Polo's aus dem 13. Jahrhundert. Aber erst zu Ende des 16. Jahrhunderts ward derselbe von den Jesuitenmissionären, die damals in China ihr Befehrweswerk trieben, zuerst nach Europa gebracht, und die holländisch-ostindische Kompagnie fürte ihn bald darauf — 1610 — in stärkerem Maße nach Holland ein.

Kurz nachdem auf dem Seewege das chinesische Getränk nach Europa gekommen war, begann er auch zu Lande seine Wanderung über unsern Erdteil. Im Jahre 1638 hatten russische Reisende den ersten Tee gegen Zobelstelle im nördlichen China eingetauscht und ihn in Moskau eingeführt, woselbst er sich bald allgemeiner Beliebtheit erfreute. Hiermit begann der russisch-sibirische Teehandel, der noch heute lebhaft betrieben wird, und der wol als Ursache zu betrachten ist, daß dieses Getränk sich in Rußland der weitesten Verbreitung erfreut, so daß die Russen nächst den Engländern an der Spitze der Tee konsumirenden Nationen stehen.

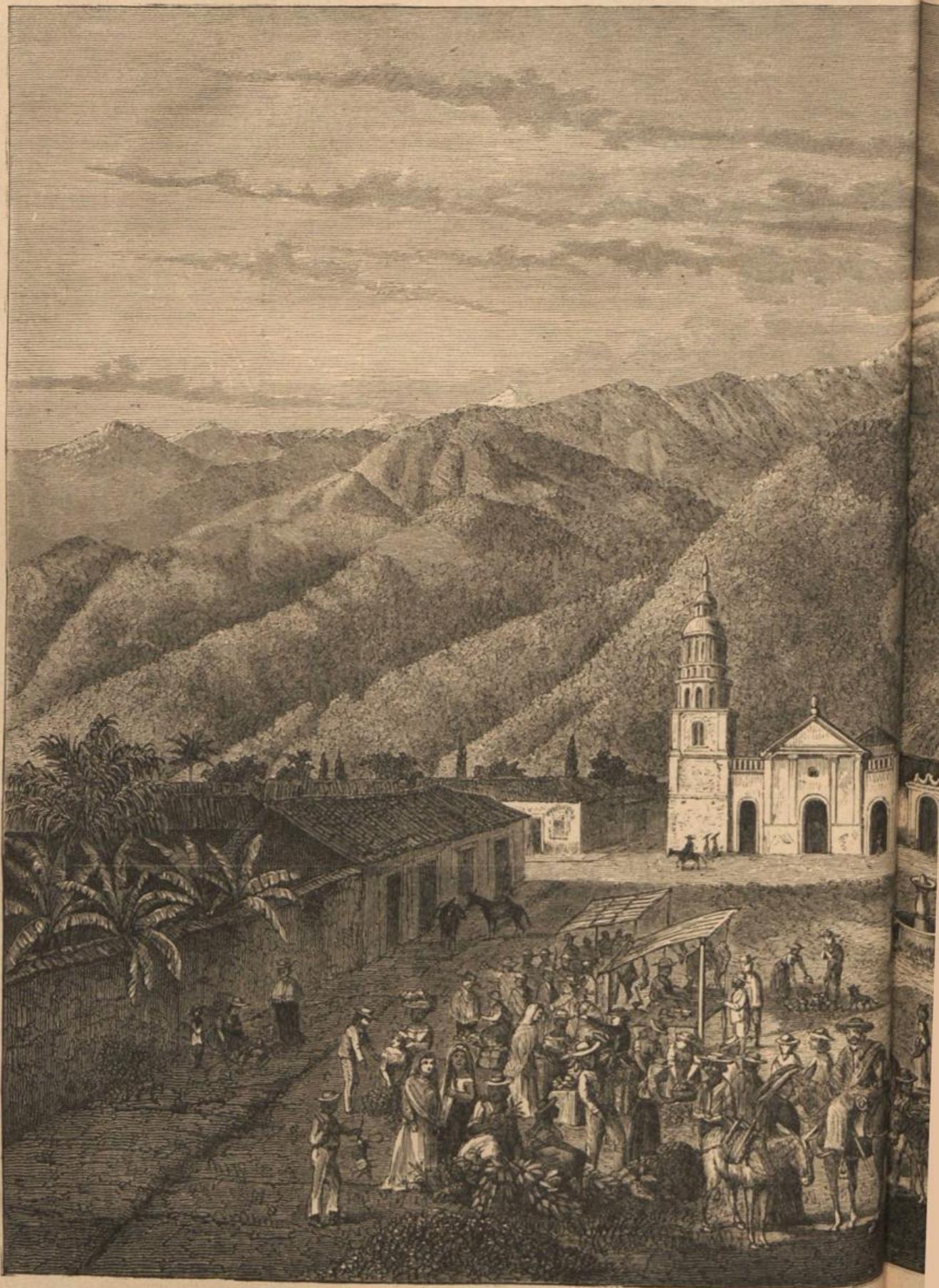
Es wird erzählt, daß, als die Königin Elisabeth von England einige Pfund Tee zum Geschenk erhalten, sie denselben ihren Köchen zur Begutachtung übergeben habe. Der große Rat der Küchenmeister gab seine Ansicht dahin kund, daß der Tee ein getrocknetes Kraut sei, welches man am zweckmäßigsten wie Spinat zurichte. Doch wird man bald darauf den wirtlichen Gebrauch des „getrockneten Krautes“ kennen gelernt haben, denn es wird

berichtet, daß die Hoffräulein neben gesalzenen Heeringen und Bier, welches aus großen Krügen getrunken wurde, auch Tee zum Frühstück einnahmen. Als Handelsartikel wird des Tee's in England zuerst in den Parlamentsakten vom Jahre 1660 gedacht.

Durch das der ostindischen Kompanie erteilte Monopol ward der Tee später außerordentlich verteuert, da hierdurch dieser Handelsgesellschaft das Recht gesichert wurde, allein dieses Gewächs in England und seinen Kolonien einzuführen, ein Privilegium, das sie weidlich ausbeutete, indem sie nicht weniger als 100 Prozent Verdienst in die Tasche steckte. Die Ausdehnung dieses Vorrechtes auch auf die damaligen nordamerikanischen Kolonien, jezigen Vereinigten Staaten führte bekanntlich zu der Teelaststrophe in Boston, wodurch der amerikanische Unabhängigkeitskrieg eingeleitet wurde.

In Frankreich finden wir den Tee im Jahre 1563 in Gebrauch, wo sich der Kanzler Seguier die Verbreitung desselben angelegen sein ließ. In einem Briefe vom Jahre 1680 ist bemerkt, daß kurz

zuvor die Marquise de la Vallière die Sitte eingeführt habe, ihn mit Milch zu trinken. Besonders beförderte ein medizinischer Aber-



Der Marktplatz

nda.



neben dem
Aberlaß auch
den heißen
Getränken
einen über-
triebenen
Wert beilegte.
Daher waren
es auch
hauptsächlich
Ärzte, die in
einer großen
Anzahl von
Schriften auf
den Wert des
Thee hinwiesen
und dadurch
seine Verbrei-
tung förder-
ten. Auch
Deutschland
verdankte die-
sem Aber-
glauben die
erste Bekant-
schaft mit dem
Thee. Hier
wurde der-
selbe durch
den branden-
burgischen
Hofarzt Bon-
tefoc einge-
führt. Derselbe
war ein so
eifriger Ver-
ehrer des
neuen Tran-
kes, daß er
in einer im
Jahre 1667 er-
schienenen
Schrift die
Behauptung
aufstellte, daß
man, um recht
gesund zu
sein, täglich
100—200
Tassen Thee
trinken müsse.
Als die Ur-
heimat des
dritten und
wichtigsten
Anisqu-
getränkes, des
Kaffee, wird
Abyssinien
genant, auf
dessen Bergen
noch heute der
Kaffeestrauch
wild vorkommt.
Von hier soll
er nach Per-
sien überführt
sein, wo der
Ueber-
lieferung zu-
folge das
Trinken des
Kaffee bereits
im Jahre 875
Sitte war.

ada. (Seite 255.)

glaube seine rasche Verbreitung. Die Entdeckung des Blutum-
laufs hatte nämlich zur Folge, daß man in ärztlichen Kreisen

Anfangs des 15. Jahrhundert erst wurden die Araber mit dem
aromatischen Trunk bekannt und im Jahre 1511 war in Mekka,

der „heiligen Stadt“, die Sitte des Kaffeetrinkens allgemein verbreitet.

In Mekka war es auch, wo der Kaffee sein erstes Märtyrertum zu bestehen hatte. Dem dortigen Statthalter erschien nämlich die neue Sitte deshalb bedenklich, weil der Kaffee ein aufregendes Getränk war, und als solches gegen die Satzungen des Koran verstoße. Er setzte einen Gerichtshof ein, der entscheiden sollte, ob der Kaffee unter das Verbot des Koran falle, und die Folge war, daß der Genuß desselben verpönt und der gläubigen Menschheit erzählt wurde, daß „die Gesichter der Kaffeetrinker einst am Tage des Gerichts noch schwärzer erscheinen würden, als der Kaffeetopf, aus dem sie das Gift getrunken.“ Außer dieser „ewigen Strafe“ wurden die heimlichen Trinker noch mit der Bastonade, wie auch damit bedroht, daß sie, verkehrt auf einem Esel sitzend, zur Schande durch die Straßen der Stadt geführt werden sollten.

Gleichzeitig wurden die Kaffeehäuser geschlossen; einige Kaffeevereine, wol die ältesten Vorgänger unseres modernen „Kaffeeklatsch“ wurden aufgelöst und die Vorräte der Kaufleute den Flammen übergeben.

Der Sultan von Kairo, dem dieses Verbot zur Bestätigung zu unterbreiten war, verweigerte indes, da er selbst den braunen Trank bereits lieb gewonnen, seine Unterschrift, und die Bewohner der „heiligen Stadt“ durften ohne Furcht vor dem schwarzen Gesicht am „jüngsten Tage“ den verbotenen Trank weiter genießen. Auch in Kairo eroberte sich der Kaffee rasch allgemeine Beliebtheit und im Jahre 1632 zählte diese Stadt über 1000 Kaffeehäuser.

In Europa war es naturgemäß zuerst die Türkei, welche die neue Sitte von Kairo aus übernahm. Im Jahre 1530 wurde der Kaffee in Konstantinopel bereits allgemein getrunken, und das erste Kaffeehaus daselbst wurde im Jahre 1554 errichtet. Hier hatte auch der Kaffee seine erste politische Verfolgung zu erdulden, nachdem, wie wir gesehen, er aus der ersten religiösen Verfolgung siegreich hervorgegangen. Unter Sultan Murad II. wurden nämlich alle Kaffeehäuser geschlossen, weil dieselben als Mittelpunkte der Gesellschaft und als Sammelorte der Anhänger des Propheten diesen die Gelegenheit boten, sich mit der Politik zu befassen, und weil diese Gelegenheit nach der Ansicht des Sultans von den Muselmännern in zu hohem Grade benutzt worden war.

Die erste Erwähnung des Getränkes im westlichen Europa findet sich in einem Buche des deutschen Arztes und Reisenden Rauwolf aus dem Jahre 1582. Die Eigenschaften der Kaffeebohne wurden im Jahre 1591 von dem venetianischen Arzte Alpinius, und bald darauf von Baco in seiner „Naturgeschichte“ beschrieben. Weiter wird der Kaffee vor seiner Einführung in Europa erwähnt von dem Reisenden Adam Olearius, der in der Beschreibung seiner Reise nach Persien vom Chan von Ardebil folgendes meldet: „Den Tabak liebte er sehr, und sog den Rauch durch lange Röhren, die durch ein Wasserglas laufen, an sich; dazu trank er heißes, schwarzes Wasser, Kahowä genant.“

In England wurde der Kaffee zuerst zur Zeit der Republik eingeführt, und zwar durch einen Kaufmann Namens Edwards, der Handelsverbindungen mit der Levante unterhielt und dort das Getränk kennen gelernt hatte. Ein Grieche, Namens Pasqua, errichtete zur selben Zeit — 1652 — unter dem Namen „Virginia Coffeehouse“ die erste, noch heute bestehende Kaffeeshenke im westlichen Europa, und führte hiermit ein Institut in England ein, welches eine wichtige politische Bedeutung erlangen sollte.

In Frankreich wurde die neue Sitte zuerst in Marseille, wahrscheinlich durch Einführung aus Italien, wo seit dem Jahre 1645 das Kaffeetrinken Mode geworden, bekannt, und hier entstand 1664, nach anderen 1671 — das erste französische Kaffeehaus. Nach Paris kam die Sitte durch den Gesanten des Sultan Mahomed IV., Soliman Aga, der derselben am Hofe Ludwig XIV. rasche Verbreitung verschaffte. Da damals noch mehr, als späterhin, die Sitten des pariser Hofes für Frankreich und andere Länder maßgebend waren, so ward auch die Mode des Kaffeetrinkens, als derselbe sich einmal am Hofe eingebürgert hatte, rasch verallgemeinert, obgleich das Pfund Kaffee im Jahre 1672 noch 140 Franc kostete. Trotzdem wurde im selben Jahre schon das erste pariser Kaffeehaus durch den Armenier Paskal eröffnet. Der bald sinkende Preis schaffte ihm auch eine raschere Verbreitung, und es wird in Schriften damaliger Zeit bemerkt, daß das neue Getränk der

Trunkenheit, welche in Frankreich sehr vorherrschend gewesen war, einen ersten und fast unmittelbaren Einhalt tat.

Ludwig XIV., der zu seiner Mätressen- und Kriegswirtschaft ungeheure Summen verbrauchte, entdeckte bald, daß dem neuen Getränk nicht nur anregende und belebende, sondern auch finanzielle Kräfte innewohnten. Die allgemeine Verbreitung des Kaffee machte diesen aufs schönste zur Besteuerung geeignet, und so erklärte denn der König den Kaffee für königliches Regal. Die Verkäufer wurden zu Beamten ernannt, mußten aber ihre Stellung von ihm kaufen, und natürlich namhafte Summen zahlen. Selbstverständlich schlugen die Beamten diese Summen auf den Preis ihres Kaffee, der dadurch im Jahre 1692 wieder auf 4 Livres — 20 Mark nach heutigem Geldwert — stieg, nachdem er schon früher bedeutend billiger verkauft worden war.

Die Kaffeehäuser nahmen in Frankreich einen raschen Aufschwung. Sie entwickelten sich zu den wichtigsten Mittelpunkten des gesellschaftlichen Lebens und sie waren gewissermaßen die Vorläufer der Klubs des 18. Jahrhunderts, in denen die Ideen der Enchlopädisten, die Ideen Rousseau's und Voltaire's eine so allgemeine Verbreitung erlangten und welche dadurch die heran nahende große Revolution so mächtig förderten.

Während sich in Frankreich das Kaffeehausleben bis auf den heutigen Tag erhalten und weiter ausgebildet hat, vermochte dasselbe in England nicht Wurzel zu schlagen und erst in neuerer Zeit gewinnt es dort wieder etwas mehr Boden. Und doch war das Kaffeehaus einst in England noch populärer als in Frankreich, und nicht nur eine der glänzendsten Literaturepochen Englands, sondern auch eine äußerst wichtige Periode der englischen politischen Geschichte ist mit dem Kaffeehauswesen eng verknüpft.

Die allgemeinere Verbreitung des Kaffee wie der übrigen warmen Getränke fiel in England in die Zeit zwischen den beiden Revolutionen, deren eine einem König den Kopf, und deren zweite einem solchen die Krone kostete. Der letztere dieser beiden Fürsten, Jakob II., unbelehrt durch das Schicksal seines Vaters, hatte das möglichste getan, das Volk gegen sich aufzubringen, indem er die alten englischen Freiheiten und die dieselben garantirenden Gesetze mißachtete und verletzte. Die Opposition, vereint in der Partei der Whigs, der Partei des aufstrebenden und nach politischer Herrschaft ringenden Großbürgertums, wurde aufs grausamste verfolgt. Das Interesse an der Politik und am öffentlichen Leben überhaupt war durch all diese Umstände allgemein geworden. Öffentliche Versammlungen u. dgl. gab es noch nicht. Das Zeitungswesen lag noch in seiner Kindheit und die wenigen Journale, die erschienen, durften nur mit Erlaubnis des Hofes herauskommen, brachten also auch nur Nachrichten, die diesem genehm waren. Die ganze politische Lage drängte aber auf Vereinigung, auf Verbindung, und da boten denn die Kaffeehäuser eine äußerst günstige Gelegenheit, sich gegenseitig zu treffen und auszusprechen.

Diese nahmen denn auch eine ungeahnte Verbreitung an. Sie vertraten, wenigstens in London, die Stelle der so mangelhaften Zeitungen. Hier sammelten die Neuigkeitsschreiber, die allwöchentlich für irgend eine Stadt oder Grafschaft die wichtigsten Nachrichten zusammenstellten, ihre Stoffe, und der Aufenthalt im Kaffeehause ward so allgemein, daß in den höheren und mittleren Klassen jeder Mann täglich in sein Kaffeehaus ging. Wir dürfen auch wol annehmen, daß aus diesem Grunde im Jahre 1674 die Frauen von London eine Petition gegen den Kaffee einreichten. —

Von besonderer Anziehung für die Kaffeehäuser waren die öffentlichen Redner, von denen jedes derartige Institut einen oder mehrere hatte. Diese Kaffeehausredner erlangten durch ihre Ausführungen einen solchen Einfluß, und das Leben im Kaffeehaus ward für die öffentliche Meinung in London so wichtig, daß ein englischer Schriftsteller die Kaffeehäuser damaliger Zeit eine „politische Institution“ nennt, und daß die Regierung beschloß, gegen diese neue Macht im Staate mit Verboten vorzugehen.

Im Jahre 1675 beschloß der Hof, alle Kaffeehäuser in London schließen zu lassen. Diese Maßregel brachte aber soviel Unruhe und Widerspruch bei allen Parteien hervor, daß die Regierung doch nicht wagte, ihre Anordnung durchzusetzen. Sie wagte es um so weniger, als ein solches Verbot den englischen Gesetzen zuwider lief.

(Schluß folgt.)

Die Ueberzeugung.

Von Dr. Richard Ernst.

Die Wahrheit ist eine spröde Dame, sie schenkt ihre Gunst nicht jedem, der um sie wirbt. Oft glaubt der Mensch, sich ihres Besitzes zu erfreuen und es ist nur ein Trugbild, das er umarmt, wie es einst Paris nach des Euripides Tragödie mit der schönen Tyndaridin erging*). Sowol über rein theoretische wie über praktische Fragen gab es zu allen Zeiten verschiedene Meinungen und Ansichten, über diese wie über jene haberten und bekriegten sich die Menschen. Besonders heftig pflegt der Kampf der Meinungen zu entbrennen über Fragen, welche für das allgemeine Kulturleben von großer Bedeutung sind, welche das materielle oder geistige Wol der Gesamtheit betreffen. Während rohe Naturvölker keinen andern casus belli kennen, als das Mein und Dein, entzweien sich gesittete Kulturmenschen — leider häufig nicht minder über Mein und Dein wie ihre stierfellbekleideten Ahnen, aber auch über Wissenschaft, Kunst, Religion, Politif, mitunter freilich auch über minder wichtige Dinge, z. B. über die Güte des Biers, oder die Tugend einer Primadonna.

Die Gewißheit, womit eine Ansicht als richtig erkant wird, nennen wir Ueberzeugung. Ein problematisches Urteil wird zum apodiktischen, die Meinung wird zur Ueberzeugung, wenn sie sich auf Gründe stützt, welche für unumstößlich gehalten werden und jeder Einwand gegen sie beseitigt scheint.

Würde der menschliche Geist in seiner Operation sich immer von den Gesetzen der Logik leiten lassen, so daß er „nicht etwa die Kreuz und Quer irrlichtelire hin und her“, so gäbe es, wenigstens über rein theoretische Fragen, keinen Streit der Meinungen und Ueberzeugungen. Sehr häufig aber achtet der Geist nicht oder zu wenig auf diesen Kompaß, oder er läßt sich von der Sirene Phantasia abwärts locken und hält die Fata Morgana, welche sie ihm vorzaubert, für greifbare Wirklichkeit. Besonders das letztere ist die Ursache, daß dieselben Ideen, Theorien und Systeme den Einen als Weisheit, den Andern als Torheit erscheinen, daß man hier verhöhnt, was dort als vortrefflich und ehrwürdig gefeiert wird, denn

Phantasia sich halben Leibs zum Himmel hob,
Einen Stern
Fasste sie und schwang ihn, daß es Funken stob
Nah und fern.
Ziel der Wiz
Wie ein Blitz
Drüber her und faßt den Schein
In die kleinen Taschen ein.

Phantasia zur Wolke, die vorüberflog,
Streckt die Hand,
Sich die Wolke purpurn um die Schulter zog,
Als Gewand.
Wiz verstedt
Drunter steckt;
Wo sich nur ein Fältchen rucht
Wiz hervor mit Lachen guckt.

Phantasia mit Donnersturm tut auf den Mund,
Wiz verstummt;
Schweig die Riesin, tut sogleich der Zwerg sich kund,
Pfeift und sumt. (Rückert.)

Bei Ansichten, welche sich nicht lediglich innerhalb des Theoretischen bewegen, sondern die Gestaltung des praktischen Lebens zum Gegenstand haben, wo es sich darum handelt, ob eine Handlungsweise als heilsam zu empfehlen sei, wie die eine oder andere Einrichtung am zweckmäßigsten gestaltet werden könne, kommt häufig, einem Bedürfnis entsprochen werden könne, kommt noch der Umstand in Betracht, daß der menschliche Geist, auch der scharfsichtigste und weitestreichste, unmöglich alle in Frage kommenden realen Verhältnisse überblicken, alle Faktoren in Rechnung bringen, alle Momente beachten, alle Einflüsse erwägen, alle Wirkungen berechnen kann; daß unser Wissen in der Tat Stückwerk ist. Je nachdem daher ein Gegenstand ins Auge gefaßt, je nachdem mit den realen Verhältnissen gerechnet wird, erscheint dem als ausführbar, was jener für unmöglich hält, dünkt

dem einen ein Sandkorn was dem andern als Berg erscheint, hält der für Gift, was jener als Balsam preist, heißt dem Verschlechtern und Zerstören, was jener Verbessern und Beredeln nennt.

Der Kampf der Ueberzeugungen gehört zu den interessantesten Episoden der Kulturgeschichte; nicht nur deshalb, weil in diesem Kampfe die Schlachten des Geistes in zallosen Gefechten geschlagen werden, das Wachstum und die Gestaltung der Zivilisation durch ihn entschieden wird, sondern auch wegen der mannigfaltigen teils edlen teils verwerflichen Eigenschaften, die er in der Person der Kämpfer zutage treten läßt, und wegen der tiefen Tragik in dem Schicksal derer, die für ihre Ueberzeugung eingetreten sind. Denn nicht nur nachteilig, sondern gefährlich war es häufig, seine Ueberzeugung zu bekennen, zu vertreten, für sie einzustehen, für sie zu kämpfen und ganz besonders hievon gilt das Wort Mirza Schaffy's:

Wer die Wahrheit liebt, der muß
Schon sein Pferd am Zügel haben —
Wer die Wahrheit denkt, der muß
Schon den Fuß im Bügel haben —
Wer die Wahrheit spricht, der muß
Statt der Arme Flügel haben!

(Und doch singt Mirza Schaffy:
Wer da lügt, muß Prügel haben!)

Jede Ueberzeugung ringt nach Anerkennung und Verallgemeinerung. Wer von einer Idee erfüllt ist, der will, daß auch Andere ihr huldigen. Würde sich nun dieses Streben auf der Arena des Gedankens allein betätigen, würde nur mit Gründen und Gegengründen gestritten werden, so wäre es ganz gut. Allein gewöhnlich ist dem nicht so. Die Vertreter einer Ueberzeugung bemühen sich nicht bloß, der entgegengeetzten mit Argumenten zu Leibe zu rücken, sie gehen auch häufig darauf aus, die Vertreter der Gegenüberzeugung an deren Ausbreitung gewaltsam zu verhindern. Das letztere geschieht in der Regel da am meisten, wo das Unvermögen, die gegnerische Meinung mit Beweisgründen zu entkräften, lebhaft gefüllt wird. Da wird denn der Kreis gedanklicher Auseinandersetzung, logischer Erörterung verlassen und der Weg persönlicher Anfeindung und Verfolgung beschritten. Diese wird häufig dadurch eine erbitterte, daß die Vertreter einer Ueberzeugung sich in die Anschauungsweise der andern nicht zu versetzen vermögen und darum dem Gegner die bona fides*) aberkennen. Man wänt, der Gegner beharre bei seiner Ansicht nicht aus logischen, sondern aus verwerflichen Motiven, aus Halsstarrigkeit, Böswilligkeit, persönlichem Interesse. So gesellt sich denn die Leidenschaft hinzu, welche den Gegner verdächtigt und in der Achtung der Mitbürger herabsetzt. Der Kampf der Ueberzeugungen wird darum häufig zur Machtfrage, die Minoritäten werden von den Majoritäten gehaßt und verfolgt.

Am gefährlichsten ist dieser Kampf der Ueberzeugungen für die Minoritäten, wenn es sich darum handelt, längst bestehende Einrichtungen zu erschüttern und umzugestalten, Vorstellungen und Formen abzuändern oder zu beseitigen, welche im grauen Altertum wurzeln und sich Jahrhunderte lang unangefochten erhalten haben.

Das Bestehende ist vielen auch dann noch unantastbar, wenn der Grund seines Daseins längst geschwunden, sein Geist entflohen und es nur noch eine Mumie ist.

Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
Und die Gewonheit nennt er seine Amme.
Weh dem, der an den würdig alten Hausrat
Ihm rürt, das teure Erbstück seiner Ahnen!
Das Jar übt eine heiligende Kraft;
Was grau für Alter ist, das ist ihm göttlich.

Das Denken ist nicht jedermanns Sache. Nur wenige haben ihren Geist gewönt, überall dem Gesetz der Kausalität nachzuspüren, die Gründe des Bestehenden aufzusuchen und die Berechtigung seiner Fortexistenz danach zu bemessen. Die Meisten huldigen dem Kanon der Stabilität:

*) Gute Absicht.

*) Vgl. Eurip. Helena 537 ff., wonach Helena niemals von Paris entführt wurde, sondern eine von Zeus in ihrem Ebenbild geschaffene Luftgestalt.

Es ziemt sich nicht für uns, den heiligen
Gebrauch mit leicht beweglicher Vernunft
Nach unserm Sinn zu deuten und zu lenken —

(Thoas in Goethe's Iphigenie.)

und sehen nicht ein, daß es ein falscher Konservatismus ist, wenn man die überkommene Form um allen Preis wahren will. Denn wenn die Ideen bestehen, d. h. wenn der Zweck einer Institution erreicht werden soll, so muß die Form derselben wandelbar sein, mit der Zeit und den Verhältnissen sich verjüngen. Will man aber die Form unter allen Umständen konservieren, so verkümmert der Geist, verkörpert und versteinert der Inhalt und stirbt ab. Die waren Konservativen sind daher diejenigen, welche den Wechsel der Formen fordern, wogegen diejenigen die Destruktiven sind, welche die zeitgemäße Umgestaltung verhindern. — Dieses Raisonement ist so einleuchtend und greifbar, daß dessen Verneinung kaum eine glimpflichere Bezeichnung verdient, als die des Abderitisimus*) — Mag dieses an einem Beispiel aus der Geschichte illustriert werden. Als die Macht der Athener im peloponnesischen Krieg gebrochen war und die siegreichen Spartaner Athen zerstören wollten, da unternahm es der Athener Theramenes, mit den Siegern zu unterhandeln und er unterschrieb mit fester Hand die Bedingung, daß die Mauern Athens niedergerissen werden müssen. Aber das erregte den höchsten Unwillen der Athener. „Warum“, riefen sie ihm zu, „handelst du auf eine den Grundsätzen des Themistokles so entgegengesetzte Art? Jener erbaute die Mauern zum Schutz Athens und du willst ein, sie zu zerstören?“ Theramenes aber erwiderte: „Ich lasse des Themistokles Absicht nicht aus den Augen. Er erbaute diese Mauern zur Rettung der Stadt und ich wünsche sie aus demselben Grunde zerstört zu sehen.“

Hierzu kommt noch, daß durch das Mitteln am Fundament bestehender Einrichtungen die Interessen derer gefährdet werden, welchen diese Einrichtungen nutzbringend sind. „Wer hat“, schreibt Schiller, „über Reformatoren mehr geschrien, als der Haufe der Brodgelahrten? Wer hält den Fortgang nützlicher Revolutionen im Reich des Wissens mehr auf, als eben diese? Jedes Licht, das durch ein glückliches Genie, in welcher Wissenschaft es sei, angezündet wird, macht ihre Dürftigkeit sichtbar; sie sechten mit Erbitterung, mit Heimtücke, mit Verzweiflung, weil sie bei dem Schulsystem, daß sie verteidigen, zugleich für ihr ganzes Dasein sechten. Darum kein unverföhnlicherer Feind, kein neidischerer Amtsgewalt, kein bereitwilligerer Kezermacher, als der Brodgelahrte.“ (In seiner akademischen Antrittsrede.)

Für die Ueberzeugung mannhaft einzutreten, erfordert daher vor allem diejenige Eigenschaft, welche den Alten als erste und höchste Tugend galt, weshalb sie auch beide mit demselben Wort bezeichnet haben. Ich meine den Mut, virtus. Mehr noch als der Krieger in der Schlacht muß der Kämpfer auf dem Schlachtfeld der Ueberzeugung von Mut beseelt sein, von Unererschrockenheit, Beherrschung, Verachtung des Schmerzes und selbst des Todes. Wol muß der Soldat im Getümmel der Schlacht dem Tod unverzag ins Angesicht blicken, darf er nicht beben, wenn feindliche Kugeln um sein Haupt sausen, wenn Schwerter blitzen und Lanzen starren und die Gefahr aus tausend Feuerschlünden Tod und Verderben speit. Aber nach geschlossenem Frieden kehrt er wieder zurück zum häuslichen Herd, in den traulichen Hafen der Sicherheit. — Das Feuer des Muts aber in der Brust des Kämpfers für die Ueberzeugung darf nimmermehr verlöschen, das ganze Leben hindurch muß es in heller Höhe flammen. Denn auch sie, die Kämpfer für ihre Ueberzeugung,

Die töricht g'mug ihr volles Herz nicht warten,
Dem Böbel je Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je verzerrt und verbrant.

Aber auch nachdem mildere Zeiten die Scheiterhaufen ausgelöscht hatten, mußten sie mit dem Panzer des Muts gewappnet sein gegen Verläumdung, Verachtung, Gefangenschaft, Armut und Elend, welchen sie ihr Leben lang ausgesetzt waren. Jean Paul sagt einmal: „Wie reisende Tiere leichter übermannt werden, als Insektenwärme, so ist der Sieg, nicht über die feindlichen und großen, sondern über die kleinen und täglichen Versuchungen besser und schwerer.“ Nach einem verwanten psychologischen Gesetz ist auch ein höherer Mut dazu erforderlich, sich zeitweilig durch Verleumdung, Anfechtung und Not hindurchzuwinden, als in offener Feldschlacht oder im Zweikampf das Leben einzufügen.

*) Die Stadt Abdera spielte im alten Griechenland eine ähnliche Rolle wie bei uns z. B. Schildburg.

Der menschliche Fortschritt, das Wachstum der Zivilisation verdankt sein Gedeihen vorzugsweise solchem mutigen, mannhaften Einstehen der Minoritäten für ihre Ueberzeugungen. Denn jede neue Offenbarung erleuchtet zuerst den Geist einzelner und weniger und nur durch die Begeisterung, den todesverachtenden Mut, womit diese um das Banner ihrer Ueberzeugung sich scharten, wurde sie Gemeingut der Völker. Auf diese Weise siegte der hebräische Monoteismus über den asiatischen Baal- und Molochkultus, das junge Christentum über das Heidentum, die Reformation über das Mittelalter, der moderne Konstitutionalismus über den Feudalstaat.

Auch einzelne Individualitäten, die in der Kulturgeschichte als glänzende Sterne neuer Offenbarungen leuchten, strahlen zugleich durch ihre Ueberzeugungstreue, welche sie willig das Martyrium ertragen ließ, womit sie ihre Lehre besiegelten. So Sokrates, Bruno, Huß, Spinoza und viele ihrer Genossen; nicht zu vergessen an die herrlichste Gestalt unter allen, an den Weisen von Nazaret.

Auch andere minder epochemachende Namen nennt die Geschichte, die durch ihr kühnes, charaktervolles Einstehen für ihre Ueberzeugung das Gute und Edle förderten, der Wolfart ihres Landes dienten, in Zeiten der Korruption durch sittliche Lauterkeit und Mannhaftigkeit sich auszeichneten, Persönlichkeiten, von welchen das horazische Wort gilt:

Den fest am Vorsatz haltenden Biedermann
Erschüttert niemals Arges gebietender
Mitbürger Trost im Fessensinne
Nicht des Tyrannen ergrimmte Miene,

Noch auch der Süd, der Hadria's Stürme schafft,
Noch Zeus, des Blize schleudernden starker Arm;
Ja wenn der Himmel trachend stürzte,
Träfen die Trümmer ihn unerchrocken*).

Solche Menschen nennen wir Menschen von Charakter. —

Mit Geringschätzung nennt dagegen die Nachwelt jene Schwächlinge, die ihre Ueberzeugung verläugnet, unter dem Mantel der Klugheit verhüllt haben; mit Verachtung nennt sie jene, welche gegen ihr besseres Wissen gewirkt haben und sie sind gebrandmarkt mit der schimpflichen Bezeichnung Apostaten.

Die Apostasie ist selten ein Resultat des Drucks und der Verfolgung. Erfahrung und Geschichte zeigen, daß die Methode, Ueberzeugungen durch Gewaltmaßregeln zu bekämpfen, eine durchaus verfehlte ist; daß Ideen durch Druck und Verfolgung nur um so widerstandsfähiger werden, wie das Eisen, das unter den Hammerschlägen zu Stahl erhärtet und wie das Schießpulver, dessen Explosionskraft wächst, je mehr man es zusammenpreßt. Der Geist lächelt der materiellen Waffen, die sich gegen ihn kehren und selbst die Nebel des Wahns und Irrtums verdichten sich im Sturm der Verfolgung zu gewitterschwangeren Wolken. Eine oft angewendete äsop'sche Fabel lautet: Einst stritten sich Sonne und Nordwind, wer von ihnen der stärkere sei. Als Bedingung setzten sie fest, daß derjenige dafür gelten sollte, welcher den nächsten besten Wanderer nötigen würde, sein Kleid auszuziehen. Der Nordwind stürmte zuerst scharf und heftig auf einen vorbeieilenden Pilger los; aber immer dichter hüllte sich dieser in seinen Mantel ein. Nun war die Reihe an der Sonne. Senkrecht sendete sie ihre brennenden Strahlen auf den Pilger, der bald die Hitze nicht mehr ertragen konnte. Er knöpfte den Mantel auf, zog ihn aus, breitete ihn als Kissen unter seinen Kopf und legte sich im Schatten eines Baumes nieder. Die Sonne hatte gesiegt. — Weit mehr als Druck und Verfolgung pflegt freundliches Entgegenkommen, vermögen gebotene Vorteile den Stahl der Ueberzeugungstreue zu biegen, den Widerstand zu brechen, den Mann der Ueberzeugung zum Abtrünnigen zu machen. Wie manchen demokratischen Löwen hat schon das leutselige Lächeln einer Erzellenz zum sanften Lamm verwandelt; wie mancher wühlerische Krakehler ist ein Konservativer geworden, nachdem er in den Gemeinderat gewält wurde und sich überzeugt hat, daß es „auf dem Rathause viel ehrlicher zugeht, als er früher wußte“. —

*) Justum ac tenacem propositi virum
Non civium ardor prava jubentium,
Non vultus instantis tyranni
Mente quatit solida, neque Auster,

Dux inquieti turbidus Hadriae,
Nec fulminantis magna manus Jovis.
Si fractus illabatur orbis,
Impavidum ferient ruinae.

Ganz besonders aber der Vorteil, Geld, Verdienst, Ansehen, ist der Kuppeler der Apostasie. Größere Standhaftigkeit und Charakterfestigkeit gehört dazu, die gebotenen Vorteile auszuschlagen, als der fanatischen Verfolgung zu trozen. Das Evangelium (Matth. 4, 8—10) berichtet: „Wiederum fürte ihn (Jesus) der Teufel mit sich auf einen sehr hohen Berg und zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit. Und sprach zu ihm: Dies alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest. Da sprach Jesus zu ihm: Hebe dich weg von mir, Satan; denn es steht geschrieben: Du sollst anbeten Gott, deinen Herrn, und ihm allein dienen.“ Hier sehen wir in mytologischer Einleitung den Sieg des überzeugungstreuen Charakters über die Lockungen des Interesses. Mit vollem klarem Bewußtsein verschmät er alle die Herrlichkeiten, die er durch Verläugnung seiner Ueberzeugung erlangen könnte und wält den dornenvollen Pfad, der zum Märtyrium führt.

Dürfen wir alle, die von ihrer Ueberzeugung abfallen, der Apostasie beschuldigen? Gewiß nicht. Nicht immer sind egoistische Beweggründe die Ursachen der Schwenkung. Der Wechsel der Verhältnisse einerseits, reichere Erfahrung andererseits begründen und rechtfertigen mitunter die veränderte Gesinnung. Gilt vom ersten Fall, wo der Wechsel der Verhältnisse die veränderte Haltung begründet, das Dichtervort:

Was ich gewesen, bin ich noch. Die Lage
Der Dinge nur hat seitdem sich verwandelt

so kann hinsichtlich des letzteren das Wort eines berühmten Staatsmanns angeführt werden. Einem Oppositionsmann im Parlament, welcher nachwies, daß der Staatsmann vor 20 Jahren dieselbe Gesinnung gehabt habe, welche der Oppositionsmann vertrete, antwortete jener: Das beweist, daß ich vor 20 Jahren so gewesen bin, wie Sie heute.

Nicht selten freilich müssen diese Gründe der Gesinnungslosigkeit, Schwäche, Niedertracht zum Deckmantel dienen und wenn man das auch nicht immer beweisen kann, so kann man das Aufällige nicht übersehen, daß in der Regel die Wetterfahne nach dem Wind des persönlichen Vorteils sich dreht. Man wird dabei an jenen Schlaumaier erinnert, welcher die Frage aufwarf, wie es komme, daß die großen Flüsse gewöhnlich an großen Städten vorbeischießen.

Indessen wird man den Abfall von der Ueberzeugung, auch wo er von egoistischen Motiven herrührt, doch nur in den seltensten Fällen als bewußte Apostasie be- und verurteilen dürfen. Die wenigsten Menschen prägen ihr Urtheil aus dem reinen Golde des objektiven Gedankens. Die meisten mischen das Amalgam ihres Wünschens und Wollens hinzu und gestalten ihre Ansichten ganz unbewußt nach ihren Neigungen. Diese Beeinflussung des Denkens von Seiten des Wollens, diese Suprematie des Willens über den Intellekt hat besonders Arthur Schopenhauer hervorgehoben. Er sagt u. a. (Die Welt als Wille und Vorstellung, II): „Daß der Wille das Reale und Essentielle im Menschen, der Intellekt aber nur das Sekundäre, Bedingte, Hervorgebrachte sei, wird auch daran ersichtlich, daß dieser seine Funktionen nur so lange ganz rein und richtig vollziehen kann, als der Wille schweigt und pausiert; hingegen durch jede merklliche Erregung desselben die Funktionen des Intellekts gestört und durch seine Einmischung

ihr Resultat verfälscht wird. . . . Liebe und Haß verfälschen unser Urtheil gänzlich: an unsern Feinden sehen wir nichts als Fehler; an unsern Lieblingen lauter Vorzüge und selbst ihre Fehler scheinen uns liebenswürdig. Eine ähnliche geheime Macht übt unser Vorteil, welcher Art er auch sei, über unser Urtheil aus: was ihm gemäß ist, erscheint uns alsbald billig, gerecht, vernünftig; was ihm zuwiderläuft, stellt sich uns, im vollen Ernst, als ungerecht und abscheulich, oder zweckwidrig und absurd dar. Daher so viele Vorurtheile des Standes, des Gewerbes, der Nation, der Sekte, der Religion. Eine gefähte Hypothese gibt uns Luchsaugen für alles sie Bestätigende und macht uns blind für alles ihr Widersprechende. Was unserer Partei, unserem Plane, unserem Wunsche, unserer Hoffnung entgegensteht, können wir oft gar nicht fassen und begreifen, während es allen Andern klar vorliegt, das jenen Günstige hingegen springt uns von ferne in die Augen. Was dem Herzen widerstrebt, läßt der Kopf nicht ein. Manche Irrtümer halten wir unser Leben hindurch fest und hüten uns, jemals ihren Grund zu prüfen, bloß aus einer uns selbst unbewußten Furcht, die Entdeckung machen zu können, daß wir so lange und so oft das Falsche geglaubt und behauptet haben. — So wird dann täglich unser Intellekt durch die Gaukeleyen der Neigung betört und bestochen.“ — Ferner wollen wir an ein Wort von H. Heine erinnern: „Die Zeit übt einen mildernden Einfluß auf unsre Gesinnung, durch beständige Beschäftigung mit dem Gegenfaz. Der Gardemunicipal, welcher den Ranken überwachet, findet denselben am Ende garnicht mehr so unanständig und möchte wol gar mittanzen. Der Protestant sieht nach langer Polemik mit dem Katholizismus ihn nicht mehr für so greuelhaft an, und hört vielleicht nicht ungern eine Messe.“

Freilich gibt es auch eine Dreistigkeit, welche bewußt die greifbarsten Wahrheiten in Abrede stellt. Hat doch Hobbes vorausgesagt, daß es Leute geben würde, welche die Axiome Euklids leugneten, wenn es ihr Interesse mit sich brächte. — Es wird daher in vielen Fällen nicht leicht zu bestimmen sein, wo die Selbstverblendung aufhört und die Apostasie beginnt und ein ethischer Optimismus wird unschwer für die erstere plädiren können.

Gehen wir indessen nicht zu weit in der Indulgenz gegen die Apostasie und ihre Bettlern und Wasen. Es ist das Recht und die Pflicht der Gesinnungstüchtigen, Ueberzeugungstreuen, denen mit Geringschätzung und Verachtung zu begegnen, die ihre Ideale um ein Linsengericht verschachern, die, „wo auf Weltverbesserung kühn sich Wünsche lenken, nur allein auf Wässerung ihres Wünschens denken“ und dem Triebrad der Kultur Hemmnisse bereiten, anstatt es zu rascherem Schwunge zu beflügeln. Seien wir stets eingedenk des schönen Dichtervorts:

Die Ueberzeugung ist des Mannes Ehre,
Ein goldenes Bliß, das keines Fürsten Hand
Und kein Kapitel um die Brust ihm hängt.
Die Ueberzeugung ist des Kriegers Fahne,
Mit der er fallend nie unruhig fällt.
Der Aermste selbst, verloren in der Masse,
Erwirbt durch Ueberzeugung sich den Adel,
Ein Wappen, das er selbst zerbricht und schändet,
Wenn er zum Lügner seiner Meinung wird.

(Suptow.)

Auch ein Erziehungsinstitut.

Eine münchener Plauderei von R.

Wer wüßte nicht, daß in dem irdischen Futterale unseres menschlichen Leibes viele Träge und zur Gedankenlosigkeit geneigte Elemente sich zeigen, so daß eine energische geistige Auffrischung häufig genug notwendig ist? Wie jeder Andere, so verspire auch ich diese angestammte Schwäche des alten Adams und pflege mich deshalb, sowie ich eine Abnahme meiner Lebenskräfte wahrnehme, von der Arbeit zu erheben, den Omnibus zu besteigen und aus der stillen, abgelegenen Gegend, wo ich meinen Wohnsitz aufgeschlagen, mich in die lebhafteren Teile der Stadt zu begeben, wo ein tüchtiger Wirt außer einigen trefflichen Speisen ein kräftiges Anziehungsmittel treibend, das ihm unter den Untertanen des Königs Gambrius einen guten Ruf gesichert hat.

An solchen Orten der Gastfreundschaft verkehren bekanntlich auch die ausgezeichnetsten Leute unseres verlasterten Jahrhunderts, denn die ausgezeichnetsten Leute sind nicht immer diejenigen, mit welchen sich die Zeitungen beschäftigen, sondern sehr oft jene ernstesten, stillen Männer, die den Tag über gedankenvoll bei ihrer Handarbeit sitzen, einen Ge-

dankenvorrat hiebei aufspeichern und ihn Abends, wenn dann der Geist oder die Laune über sie komt, beim Glase und unter Tabakswolken aufsum, um ihre gepanteten Zeitgenossen damit zu beglücken. Hier habe ich mehr in Politik, als aus Leitartikeln und Broschüren gelernt, hier sind oft meine Gedanken über dunkle Probleme des Staatslebens aufgestellt worden und hieher begeben ich mich, um über Uebelstände, so sich in der Deffentlichkeit breit zu machen suchen, nähere Aufklärungen mir zu holen. Meistenteils finde ich einen begabten Mann, der, aufgeregt durch das gute Gebräu des Birtes, in die Tiefen der Geschichte und der Gesellschaft greift, eine gute Idee nach der andern herauf bringt und mir eine nicht zu unterschätzende Belehrung dadurch zuteil werden läßt. Die alten Griechen gingen in ihren Geistesnöten nach Delphi; ich, als Sohn eines modernen Staates, fahre zu den Philistern, denn so werden ja meine ehrwürdigen Freunde von der maulfertigen Jugend unserer Tage gar zu gerne genannt.

So begab ich mich denn vor noch nicht so langer Zeit in tiefer Verstimmung über eine Kammerdebatte in der bayerischen Hauptstadt in meinen dürftigen Rat der Alten. Das Geräffel der Omnibusräder, nicht geistreicher als die Beredsamkeit gar mancher Abgeordneten, betäubte meinen Kopf, die Gaslaternen vermochten kaum den dichten,

abendlichen Nebel zu durchdringen; ich starrte durch die Wagenfenster auf das Trottoir, wo zahlreiche dicht vermumte Gestalten schweigend aneinander vorüberhasteten. Da klopfte der Kondukteur auf meine Achsel, ich war am Ziele, stolperte über den Tritt auf das Straßensplaster und taumelte, vom Sitzen steif geworden, in das hell erleuchtete Lokal. Es war wie immer gut gefüllt und nur in einer einzigen ziemlich ungemüthlichen Fensterrede stand noch ein Stuhl leer, den ich rasch einnahm. Ein dichtes Gewölbe von Tabatsqualm füllte die Zimmer und es gehörte schon eine ungemein feine Nase dazu, um die Gaben des Abendlichen aus diesem nitotinreichen Aroma herauszurücken; eine schwere Anstrengung, zu der man aber genötigt war, da der Wirt, ein Mann der alten Schule, keine Speisefarte niederschrieb und die beiden dienstbaren Geister so beschäftigt waren, daß man oft geraume Zeit warten mußte, ehe man von ihnen genaue Auskunft erhalten konnte.

Nachdem ich also mein Anregungsmittel vor mir stehen und den erwünschten Braten endlich auch erhalten hatte, suchte ich in der Gesellschaft nach einem meiner Bekanten. Leider hatte sich an diesem Abend keiner eingefunden und mir blieb nichts anderes übrig, als mit meinem unbekanten Tischnachbar eine Unterhaltung anzuknüpfen. Mir gegenüber saß nämlich ein Herr, der nicht zu den Stamngästen gehörte und von diesen deshalb nicht aufs freundlichste angesehen wurde. Diesem Umstande nur hatte ich den leeren Platz und Stuhl an dem Tische zu verdanken. Der Fremde stand im reiferen Lebensalter und sein Antlitz trug Spuren geistiger Arbeit, das Vorherrschen da in demselben war aber doch ein starker Zug von Unzufriedenheit. Nach meiner unmaßgeblichen Meinung gehörte er zu jener Klasse von Staatsangehörigen, welche Schiller in seinem Fiesko „Mißvergünstigte“ nennt. Das Gesicht zeigte eine düstere, leberkrante Farbe; die Lippen hatte der Mann fest zusammengekniffen. Man konnte ihn für einen Rektor oder Gymnasiallehrer halten, der wegen mißliebiger politischer Ansichten vom Ministerium hart getreten, in der Beförderung übergangen und noch nicht wieder in Gnaden angenommen worden war. Nebenbei zeigte sich etwas von einem provinziellen Anstrich in seiner ganzen Garderobe. Der Mann konnte sich vielleicht Rare lang abgemüht haben, Schulrat zu werden und nun genoß er mit dem letzten abschlägigen Bescheide in der Tasche seine Hentersmalzeit.

Ich sollte nicht länger müßige Hypothesen aufstellen. Der Herr warf mir einen durchdringenden Blick zu und sagte: „Entschuldigen Sie, mein Herr, man hat mir gesagt, daß dieses Lokal eines der besuchtesten in München sei.“

„Da hat man ihnen nur die Wahrheit gesagt!“ antwortete ich dem unbekanten Mißvergünstigten.

„Und in einem solchen Lokale findet man keine Abgeordneten?“ fragte er mit grimmigem Tone und Stirnrunzeln.

„Nein, mein Herr,“ bemerkte ich lächelnd, „hier versammeln sich nur Bürger und sogenante kleinere Leute, für den Stand der Abgeordneten ist dieser Ort zu gewöhnlich; die Herren Landtagsboten müssen Sie in den Fraktionsweinhäusern aufsuchen.“

„Aber gerade hierher, wo sie von der Stimmung und den Ansichten des Volkes sich unterrichten können, sollen sie gehen, gerade hier erwarte ich den lernbegierigen Abgeordneten,“ rief der Mann mit einer Heftigkeit, die mich an seinem Verstande etwas irre machte. Ich schwieg wirklich und sah ihn nur fragend an, denn jetzt mußte es zu einer Erklärung kommen.

„Ich bin ein alter Pädagoge und Inhaber einer Erziehungsanstalt,“ sagte der Herr und nahm einen reichlichen Schluck Bier zu sich, „aber ich beschränke meine Erziehung nicht nur auf die heranwachsende Generation, ich suche überall einzugreifen, wo ich bemerke, daß die Menschheit einen Anlauf nimm, neue Bildungstoffe zu verarbeiten, neue Fächer der Wissenschaft, neue Stände der Gesellschaft zu bilden. Sie werden nicht leugnen, denn Sie sehen wie ein gebildeter Mann aus, daß sich augenblicklich in München zwei Korporationen befinden, die beiden Kammern, die der Reichsräte und die der Abgeordneten, mit denen sich ein Pädagog sehr stark beschäftigen kann. Erstere haben freilich in meinen Augen keine sonderliche Zukunft; ich will also nur von den Abgeordneten reden, aus denen etwas werden kann, etwas werden muß.“

„Sie scheinen Ihrer Rede nach mit unsern Abgeordneten nicht sonderlich zufrieden zu sein,“ fragte ich mit einiger Vorsicht.

„Um des Himmels willen, kann ein Pädagog, der in jüngern Jaren auf seine Werksamkeit sich etwas zu gute tun durfte, mit ihnen zufrieden sein?“ rief der Herr und schlug heftig auf den Tisch; „ich verfolge die Kammerverhandlungen aufmerksam, habe auch schon früher und auch bei meinem diesmahligen Besuche den Sitzungen beigewohnt, aber zufrieden bin ich mit den Herren nicht.“

„Nun, ich sollte meinen, gerade in der Hauptsache, in der politischen Bestimmung, zeigte sich doch ein allmählicher wesentlicher Fortschritt.“

„Ich rede nicht von der politischen Bestimmung, ich bin Pädagog und nicht Staatsmann, aber ich sag' Ihnen, mein Herr, es fehlt noch sehr viel, ehe ich mit diesen alten Knaben, den Abgeordneten, zufrieden sein kann, wie mit meinen Jungen.“

„Sie stellen einen ganz neuen Gesichtspunkt auf!“ bemerkte ich; „bitte erklären Sie sich etwas näher, in welchen Punkten sind Sie besonders mit den Abgeordneten unzufrieden?“

„In welchen Punkten? in allen sage ich Ihnen, nehmen Sie ja nicht diese Herren in Schutz! Aber ich will Ihnen die Sache ausführlicher erzählen. Zuerst bin ich als Schulmann im Punkte Ihres

häufigen Schwänzens sehr unzufrieden. Wann ist die Kammer jemals vollzählig? Wie oft kommt es nicht vor, daß nicht dieser oder jener, wie hinter die Schule, hinter die Sitzung geht. Sobald ein Abgeordneter sich durch seine Abstimmung mißliebig bei seinen Wählern zu machen fürchtet, überfällt ihn das Sitzungsfieber; er legt sich zu Bette, schreibt einen Entschuldigungszettel an den Präsidenten und bleibt, wenn der Fall bedenklich ist und die Wächter zuhause ihn schon im Verdacht haben, 8—14 Tage auf dem Sopha liegen.“

„Was ist aber dagegen zu tun?“

„Nichts leichter als das, mein Lieber. Man braucht nur, gleich dem ersten besten vereideten Theaterarzt, einen Kammerarzt, einen alten Praktikus, zu halten, der über alle feinsten Finten und Beftechungen durch Schmeichelei erhaben ist. Meldet sich ein Abgeordneter krank, so stattet er ihm einen Besuch und dem Präsidenten ein Gutachten ab. Versteht sich aber der Abgeordnete, so werden ihm für jeden Tag der finigsten Krankheiten die Diäten abgezogen. Das hilft in den allermeisten Fällen, ich kenne meine Pappenheimer.“

„Das hieße ja aber, unsere Abgeordneten wie Schulknaben behandeln!“ sagte ich, etwas entriistet über den strengen Schulmann.

„Sind denn gar viele derselben den Jaren nach nicht etwa Schulknaben? Sie werden doch nicht leugnen wollen, daß ein ordentlicher Parlamentskursus etwas mehr bedeuten will als ein Gymnasialkursus, zu welchem ein Junge von mäßigen Fähigkeiten eine stattliche Reihe von Jaren braucht. Gehen Sie doch nur in die Kammer und hören Sie aufmerksam und streng kritisch zu, dann wollen wir uns wieder sprechen.“

„Es sind doch einige tüchtige Redner vorhanden, einige schlagfertige Meister in Angriffen und Entgegnungen, einige witzige Köpfe...“

„Einige — einige“ rief mein Mann, „sie sollen sich aber alle auszeichnen, jeder nach seinen Fähigkeiten; in einem Staate von dem Umfange Bayerns dürfte sich doch die nötige Anzahl talentvoller und rede Fertiger, mit Siskleisch versehen, kenntnisreicher und gesinnungsvoller Männer für eine Kammer aufreiben lassen. Das Zeug zu solchen Leuten ist im Volke schon vorhanden, aber die Pädagogik muß es erst gehörig krampfen und delactiren. Ich gehe in allem Ernste damit um, eine Schule für Abgeordnete zu stiften.“

„Eine Schule für Abgeordnete?“ fragte ich verwundert.

„Ja, mein Herr, die Stimmen in der Kammer haben mich schon längst auf diesen Gedanken gebracht. Diese armen, Abgeordneten Menschen, die vor lauter Vertrauen ihrer Wähler mit dem schweren und verantwortlichen Amte der Volksvertretung belastet worden sind, sitzen in den Verhandlungen fast so kläglich da, wie gewisse Zuschauer bei Gastvorstellungen französischer Schauspieler; auch sie verstehen die parlamentarische Sprache nicht. Sie sind eigentlich nur in der Liste, an der Rasse und im Namensverzeichnis der Abgeordneten vorhanden, sonst reden sie weder, noch arbeiten sie für das Volk. Die Zeitungen nennen sie niemals; selbst über die traurige Notdurft einer persönlichen Bemerkung sind sie erhaben. Von den parlamentarischen Spottvögeln werden sie in Ruhe gelassen, höchstens nimt sie ein Minister auf einer Soirée hinter einen dichten Fenstervorhang und versichert sich mit einigen Schmeichelworten und Händedrückungen ihrer Stimme für eine seiner Vorträge.“

„Allerdings sind diese Herren nicht die erfreulichsten Exemplare der Volksvertretung,“ sagte ich mit lachendem Munde.

„Die Stimmen werden meine Schüler, wenn ich mich auf den in jedem Menschen schlafenden heimlichen Ehrgeiz verstelle. Haben Sie erst einmal den Honig des Beifalls ihrer Kollegen gekostet, so steht mein Institut auf festen Füßen, denn ich trete in der nächsten Session mit einem Institut für parlamentarische Redebübungen zum Besten schwächter Abgeordneter auf!“ Der Mann sprach mit einer solchen Zuversicht, daß er mir wirklich imponierte. Ich gab dem Kellner einen Wink, zwei frische Gläser zu bringen und bat den Pädagogen, mir den Plan seines Unternehmens ein wenig genauer mitzuteilen, da ich erböhtig sei, ihm im Wege der Journalistik beizustehen.

Der Pädagog leerte mit einer Gewandtheit, die ihm noch von seinen Studienjaren geblieben sein mochte, das frische Seidel bis auf einen winzigen Rest, räusperte sich und sagte: „Die Sache ist sehr einfach; ich bilde aus Abgeordneten, die sich in meine Zucht und Lehre begeben haben, solchen, die ihr Volk derinst vertreten wollen, jungen, politisch begabten Leuten und staatsmännisch hoffnungsvollen Knaben ein kleines Aftersparlament. Vor jeder Sitzung arbeiten wir in bester Form die nächste Tagesordnung in den spätern Abendstunden durch. Mein Parlamentchen wird auch in Fraktionen geteilt, wie das große, und es soll mir nicht darauf ankommen, einen Extremen oder einen Sozialdemokraten für hohes Honorar zu einer parlamentarischen Gastrolle zum Besten meiner Höglinge zu gewinnen, nur damit sie ihn rednerisch gründlich abmuden.“

„Ganz vortrefflich!“ rief ich und drückte dem seltenen Manne die Hand, „die Idee eines solchen Probirparlaments für Anfänger und Stümper unter den Reichs- und Landtagsabgeordneten ist unvergleichlich. Schon der Titel, der so einen geistreichen Gegensatz zu der Bezeichnung „Rumpsparlament“ bildet, versetzt mich in Entzücken. Laden Sie mich doch ja ein, wenn der Eine oder der Andere auf Gastrollen bei Ihnen ist, denn ich glaube wirklich, daß in Folge fortgesetzter rednerischer Übungen die parlamentarische feinere Redekunst sehr zunehmen und namentlich den Gegnern der Aufklärung die Wahrheit weit schärfer und geistreicher gesagt werden könnte. Wie aber gedenken Sie es mit den Parteien zu halten?“

„Mit den Parteien?“ entgegnete leise mein vis-à-vis, „ich habe lange genug die modernen Staatsmiasmen eingeatmet, um zu wissen, daß ein Abgeordneter sich so gut auf die äußerste Rechte wie auf die Linke verlassen muß. Ich könnte Ihnen eine ganze Reihe von Leuten nennen, die sich in beiden Fächern versucht haben. Nach meinem Prinzip fangen meine Schüler mit Redebüchungen für die äußerste Linke an und hören mit Reden für die äußerste Rechte auf. Wenn Sie auf eine Menge Männer blicken, die sämtlich eine schöne Karriere gemacht haben, so werden Sie mir einräumen, daß ich denselben Weg mit meinen Jünglingen einschlagen muß.“

„Die Schule der Jugend“, sagte ich ziemlich unwillig, „wird nach reineren Grundsätzen geleitet; in ihr wirkt der Lehrer nicht weniger auf die Ausbildung der Fähigkeiten, als auf die Erhaltung einer moralischen Gesinnung ein.“

Mein Mann lächelte böshaft. „Vergessen Sie nicht, mein Lieber, daß wir in der Politik mit den Wölfen heulen müssen“, sagte er.

Die widerspruchsvollen Redensarten des Mannes wurden mir nun etwas unheimlich, ich stand auf und wollte mich empfehlen; er hielt mich aber am Rockschöße fest.

„Erlauben Sie“, murmelte der Mann und zog ein Blatt Papier aus seiner etwas unreinlichen Tasche, „daß ich Ihnen wenigstens einen Prospekt meiner Anstalt mitgebe. Im nächsten Jahre eröffne ich dieselbe; das monatliche Honorar beträgt 30 Mark, Abgeordnete über 50 Jahre zahlen 20 Mark mehr.“

So trennten wir uns, und ich begab mich, lebhaft angeregt durch die neuen Ideen des zweideutigen Mannes nach Hause, um unsere Unterhaltung so getreu als möglich niederzuschreiben. Im Ganzen war mir doch ein Stein vom Herzen gefallen; ich wußte jetzt, wo Hilfe zu finden war, wenn auf der Tribüne ein Greis, der seine Rede ablesen wollte, oder ein hilfloser Stammer vom Präsidenten getadelt werde.

Der Marktplatz von Mérida. (Illustr. S. 248 u. 249.) Die Cordilleras, welche als ununterbrochenes Kettengebirge sich an der Westküste von Südamerika in einer Länge von 980 Meilen hinziehen, zweigen sich in nordöstlicher Richtung als das Gebirge von Venezuela ab und erreichen ihren höchsten Punkt in der Sierra Nevada de Mérida, deren mächtige Gipfel im Hintergrunde unseres Bildes aufsteigen. Hier, wo die schneebedeckten Berggipfel eine Höhe von 14592 Fuß erreichen, gründete 1558 Juan Rodríguez Suárez die Stadt, deren bedeutendsten Platz unsere Abbildung zeigt. Sie hat ca. 6000 Einwohner, einen Bischofsstift, ein geistliches Seminar, ein Kollegium, ein Kloster, verschiedene Schulen und lebhaften Handel, der seinen Bewohnern zur Wohlhabenheit verholfen. 1812 wurde Mérida von einem Erdbeben zerstört, welches Venezuela schon öfter und manchmal schrecklich heimgesucht, aber einige Jahre darauf war es wieder aufgebaut. Einzelne Ruinen legen noch sprechendes Zeugnis von der verderblichen Macht der vulkanischen Erschütterungen ab. Baumwolle, Wollstoffe, namentlich schöngefärbte Teppiche und eine gute Sorte Kaffee werden als Hauptartikel von der Bevölkerung in den Handel gebracht. — Wäre es nicht schon sowieso für uns hinlänglich feststehend, daß es die Zivilisation der alten Welt, namentlich aber die Europas ist, welche in den neuen Weltteilen ihre Triumphe feiert, so würde uns gewiß das im Mittelpunkte unserer Illustration stehende Kirchengebäude diese Tatsache andeuten. Prägt sich in ihr auch der einfache Charakter aus, den die wenigen anderen Häuser zeigen, so sagen uns ihre Formen doch nur zu deutlich, daß die Hand, welche die Pläne dazu entwarf, der Bautätigkeit kundiger war wie die der Eingeborenen, ja daß der Mann, dessen Kopf der Plan entsprungen, Architekturwerke der „alten Welt“ geschaut oder doch mindestens von deren Entfaltung und Wirkung eine Ahnung empfunden hat. Der Unterschied zwischen diesem Bauwerk und dem von demokratischen Gemeinwesen der alten Aethener errichteten Parthenon ist nun freilich fast so groß wie der zwischen einer pommerischen Dorfkirche und dem straßburger Münster, aber sein primitives Aussehen zeigt uns wol auch nur zu deutlich, wie hier Verhältnisse, von der ungeschämten Natur beherrscht, maßgebend waren und dies wol auch für alle Lebensäußerungen noch sind. Und urwüchsig-schön, romantisch zeigt sich die Natur in der Republik Venezuela, von der die mit unserer Stadt gleichnamige Provinz nur einen und zwar den in der schönsten Gebirgsromantik gelegenen Teil bildet. Schon die Partien an der Meeresküste, wo die brandende See die mächtigen Korallenriffe allmählich durchlöchert und wo dann das Meerwasser durch die selbst gebohrten Oeffnungen mit Gewalt durchdringend tausende von Fontänen und Kaskaden bildet, welche rauschend und brandend herabstürzen, gewähren einen großartigen Anblick. Nicht minder die Kaktus- und Mimosenheiden, die Haine von Kolumpalmen, die herrlichen Bananen, die Kaffee- und Kakaopflanzungen, wie der Urwald mit seinen mächtigen Baumstämmen, an denen sich Vianen und andere Schmarozerpflanzen, Orchideen und Bromelien tausendfach emporranken und von deren wild verschlungenem Geäst und Gezweig des Nachts beim hellen Mondenschein die häßlichen Brillaffen herdenweise ihr ohrzerreißendes Konzert zum besten geben. — Von dem ca. 18 000 Quadratmeilen betragenden Flächeninhalt Venezuelas ist ungefähr ein viertel gutes Acker- und ein viertel Weideland, der Rest Urwald. Ersteres hat den Europäern gute Ausbeute in den bereits genannten Kakaos- und Kaffeepflanzungen gegeben, außerdem reiche Erträge an Weizen, Baumwolle, Indigo, Ruder, Tabak, Mais, Kartoffeln u. s. w. Auf

den Weiden gingen schon Ende der fünfziger Jahre 2 Millionen Stück Rindvieh, Pferde, Maultiere, Schafe, Schweine und Ziegen werden noch außerdem gezüchtet. Auch die einheimische Tierwelt weist vielerlei nützliche und schädliche Arten auf. Die Urwälder liefern vortreffliche Bau- und Nutzholzer, sowie Vanille, Kautschuk, Tonfabriken, Fieberrinde, Gummi- und Harzarten, Farbstoffe u. dgl. — Von den 1 1/2 Millionen Einwohnern sind nur ein Prozent Weiße, die übrigen sind Mischlinge (Mulatten, Sambos) Indianer und Neger. In No. 14 d. J. haben wir bereits einen Indianerstamm, die Wapishiana, erwähnt. Einen der wildesten und dem Namen nach bekantesten Indianerstamm, welcher in den Urwäldern Venezuelas lebt, wollen wir hier noch anführen, den der Botokuden, dessen Name sich vom portugiesischen botoque = Spund, Holzstöpsel herleiten soll. — Die meisten dieses Stammes tragen nämlich als sonderbaren Schmuck an den Lippen und Ohren eingeklemmte Holzstöpsel. — Aussicht auf dauernde Fortexistenz haben diese ein wildes Nomadenleben führenden Waldsöhne wol nicht. Der Kampf gegen sie und ihre Lebensweise ist nun seit 400 Jahren von den Europäern mit Bibel und Gesangbuch, mehr aber noch mit Säbel, Flinten und Schnaps geführt worden und es ist ja nur zu bekant, daß diesen Waffen nur der widerstehen kann, welcher sich vollständig mit den Waffen des Geistes ausgerüstet hat, die uns die neuere Kultur zur Verfügung gestellt. Das können nun die armen Indianer leider nicht. — Auch die Deutschen haben schon im 16. Jahrhundert unter den Eingebornen Venezuelas mit Feuer und Schwert gewüthet, zu dem einzigen Zweck, den die Europäer damals — und auch heute? — dort verfolgten, d. h. sich mit Gold und Silber zu bereichern. Dem augsburger Handelshaufe der Weeser übergab nämlich 1527 der arg verschuldete Kaiser Karl V. das Land als Lehen und schloß mit zwei Geschäftsträgern der genannten Firma, Ambrosius Delsingner und Hyronimus Sailer einen Vertrag, welcher dem genannten Hause 12 Quadratmeilen Land zum Eigentum gab mit dem Rechte, jeden Eingebornen, der sich nicht freiwillig unterwarf, zum Sklaven zu machen. Sie mußten zwar unverrichteter Dinge wieder heimkehren, hatten aber auch für die Zivilisation in dem gesuchten Eldorado nichts getan, als sich in den Ruf brutalster Grausamkeit zu setzen. Die Spanier haben es natürlich nicht besser gemacht, seitdem 1499 Djedo an der Nordküste Südamerikas, an einem indianischen Küstendorf gelandet, dem er den Namen Venezuela, d. h. Klein-Benedig, gab. Nicht die Künste des Friedens, der Pflug, waren die kulturfördernde Waffe, sondern das Schwert, und so konnte es denn vorkommen, daß von der 4900 Quadratmeilen großen Zone Ackerland, die im Norden das herrliche Land umsäumt, erst 280 der Kultur anheimgegeben waren, während sich davon in neuester Zeit nur 28 Quadratmeilen kultivirt vorfinden. Kein Wunder, daß dann dort Demoralisation in der Rechts- und in der Staat finanzialen Zerrüttungen herrschen. So zeigte der Rechnungsabluß von 1852—53 8 248 031 Pesos (Peso = 4 Ffrs.) Bedarf, dagegen nur 2 705 055 Einnahme. Weil der Staat seinen Verpflichtungen gegenüber seinen Gläubigern nicht nachgekommen war, hatte er auch allen Kredit eingebüßt. Zinsen wurden längst nicht mehr bezahlt und event. auch die Gehälter der Beamten nicht mehr verabfolgt. Was jedoch vor 3 1/2 Jahrhunderten deutsche Kaufleute an Venezuela gesündigt, das scheinen ihre Kollegen von heute gut machen zu wollen. Wenigstens sind es vornehmlich Deutsche, welche dort lebend und wirkend den Handel mit dem Mutterlande beleben. Namentlich sind es dann auch die Dampfer von Bremer und hamburger Gesellschaften, die den Verkehr mit der südamerikanischen Republik und Europa vermitteln und die dortigen Erzeugnisse der Heimat zuführen. Hauptartikel der Ausfuhr bilden Kaffee, Kakaos, Baumwolle, Indigo, Häute und eine geringe Sorte Panamahüte. Aber wie könnte sich der Handel und Wohlstand heben, wenn der sehr fruchtbare Boden rationell bebaut und wenn die Hauptaufgabe der dort sich ansiedelnden Europäer in der Arbeit und nicht, wie seit langem, nur in der mühe- losen Eroberung gesucht würde! Bildungsinstitute hatten zwar die Jesuiten bereits unter der spanischen Herrschaft begründet und zwar in Maracaibo, Mérida und Caracas, doch konnten diese bei den dabei notwendig maßgebenden Absichten dieser schwarzen Herren jedenfalls nicht die Wirkung erzielen, welche im Interesse des Landes und seiner Einwohner zu wünschen ist. Nach Errichtung der Republik sind nun allmählich 10 Nationalkollegien entstanden und 2 Universitäten, zu Caracas und Mérida, errichtet worden; ebenso auch im ersteren Orte, der Landeshauptstadt, eine höhere medizinische Schule und eine Zeichen- und Malerakademie. Die Volksschule ist der Provinzialverwaltung untergeordnet, doch soll dafür nicht viel geschehen sein. Erzbischof Caracas und die Bistümer Mérida und Guayana bilden die kirchliche Organisation. Toleranz soll zwischen den gleichfalls anwesenden Protestanten und Katholiken herrschen. — Wie verkehrt jedoch die Europäer auch dort ihre zivilisatorische Aufgabe angefaßt, beweist, daß man auch die Klöster einbürgerte, also eine Institution, welche doch das Beten als erstes Prinzip aufstellt. Fertigen auch die Nonnen von Mérida schöne Handarbeiten nebenbei, so wäre es doch der Kultur des Landes zuträglich, wenn anstatt des „Bete und arbeite“ als Devise genommen würde: „Arbeite, und wer darin seine Pflicht erfüllt, der bete so viel er Lust hat.“ Vielleicht fänden dann auch die Indianer an dem weißen Mann mehr Spaß und Lust zur Nachahmung. Jedenfalls würde sich der schöne Platz auf unserem Bilde an Wertagen bald mehr von Menschen belebt zeigen als wie dies heute der Fall ist. —

Literarische Umschau.

J. Steiningers neuester und verbesserter Bauernkalender für das Jahr nach Christi Geburt 1882 für den gesamten deutsch-österreichischen Bauernstand mit einer ganz neuen, für jeden einfachen Landwirt leicht faßlichen Buchführung, mit Einschreibe-, Wirtschafts-, Rechnungs- und Gebetbuch um die notwendige Haus- und Wirtschaftszählung führen zu können, nebst gemeinnützigen, lehrreichen und unterhaltenden Aufsätzen, Farmmärkte und Tabellen. Ein unentbehrliches und lehrreiches Hülfsbuch für jeden Oekonom. Herausgegeben von Josef Steininger, Wirtschaftsbefizer in Gobelburg, Post Hadersdorf am Kamp, Nieder-Österreich. Preis 45 Kreuzer, per Post 50 Kreuzer. Gobelburg, Verlag des Herausgebers. — Der Kalender ist für den Bauern, wie allbekannt, neben Bibel, Gesang- und Predigtbuch fast durchgängig die einzige Lektüre. Ihn liest er jauchzend herein und ihm vertraut er nicht nur in Bezug auf die Nichtigkeit der darin angegebenen Markt- und Festtage und Wetterprophesieungen, auch die dort gebotenen Abhandlungen haben für ihn zweifellosen Wert. Welches Unheil demnach unsere Kalenderliteratur, die Millionen von Exemplaren unter der Landbevölkerung absetzt, bei ihrer durchschnittlichen Beschaffenheit von heute anrichten muß, liegt, da diese Kalender meist nur Bibel, Gesang- und Predigtbuch würdig ergänzen, auf der Hand. Es ist daher mit Freuden zu begrüßen, wenn dem mit allem Ernst entgegengearbeitet und dem bildungsbedürftigen Bauern, der im Schweiß seines Angesichts sein und der Städtebewohner Brot baut, auch von den Wissenschaftlern der neueren Zeit eine Spende in der allgemein auf dem Lande beliebten Form des Kalenders als kleines Entgelt für seine Mühen gereicht wird. Ist man doch längst zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Interessen von Stadt und Land solidarisch sind und daß deshalb der zwischen beiden bestehende Gegensatz nur zum Schaden für das Gemeinwohl existiert. Gefördert können diese gemeinsamen Interessen aber nur werden, wenn der Landmann in den Kreis der geistigen Regungen der Städte hereingezogen wird und dazu wird — wir wiederholen es — immer nur die Lektüre, welche fast die einzige des Bauern bildet, der Kalender, hervorragendes beitragen können. Daß nun der uns hier vorliegende seine Aufgabe richtig ergreift und anstatt der oberflächlichen Anekdoten, wie sonstigen verdummenden Inhalt seiner Konkurrenten eine gesunde, kräftige, das Wissen wie das praktische Können des Bauern fördernde geistige Kost bietet, geht schon aus dem oben ganz angeführten Titel hervor. Möchte er sich recht viele Freunde und Leser erwerben und dadurch sein Teil zu dem Werke der Bildung und des Fortschrittes beitragen.

Eine Rechtfertigung der Juden und wahre Lösung der Judenfrage. Von Dr. C. L. Wed, Leipzig, Verlag von C. L. Morgenstern, Preis 2 Mark. Zu den verschiedenen Fragen, die so schon seit Jahren in Deutschland das öffentliche Interesse in Anspruch nehmen, haben wir befanntlich in der letzten Zeit noch eine bekommen, die aber nicht wie man von gewisser Seite immer und gern behauptet, aus einem allgemeinen Volksbedürfnis entstanden, sondern mehr wie sonst etwas das Nachwerk einzelner Personen ist, die entweder geistig so beschränkt, daß sie wirklich an die Berechtigung ihres Treibens glauben oder so schlau sind, um den zwischen den verschiedensten Volkselementen angefaßten Haß zu irgend welchem selbstlichen Zwecke zu benutzen. Jedenfalls ist es eine Schmach für ein Volk, das im letzten Jahrhundert so viele große für den Humanismus kämpfende Geistesheroen erzeugt und gepflegt, dessen Staatslenker gerade in neuerer Zeit so viel von der Verwirklichung des „praktischen Christentums“ reden, wenn inmitten dieses Volkes ein wüster Kampf ausbricht, wie er sich gerade in dem Treiben der Judenhezer so oft offenbart hat. Wir sind nun der seltensten Ueberzeugung, daß diese traurige Bewegung an dem gesunden Sinn, der in den Massen des deutschen Volkes vorhanden, zerfallen muß und daß die wenigen Hauptschreier bald dem Fluche der Lächerlichkeit anheimfallen werden; aber gerade der Umstand, daß sich doch tausende von den wilden Hezereien gegen unsere Mitbürger mit fortreißen lassen, läßt es notwendig erscheinen, hier die fehlende Klarheit und Einsicht zu verbreiten. Die Unwissenheit oder doch einseitige Bildung dürfte wol in erster Linie der Grund des Fanatismus sein, der sich auch in der Hoz gegen die Juden bemerkbar macht. Denn Unwissenheit oder blasser Neid kann nur die Veranlassung sein, gegen Leute zu Verfolgungen aufzufordern, die neben einem anderen Glauben auch große Schätze schönen Mammons aufgesammelt haben. Das ungereimte eines solchen Verfahrens springt aber erst in die Augen, wenn man bedenkt, wie einzelne Glaubensgenossen der Angefeindeten, die von den herrschenden Machthabern zu den höchsten gesellschaftlichen

Stellungen emporgezogen wurden, trotzdem ihr Lebensberuf lediglich im Anhäufen dieses schönen Mammons bestand, gleich wie andererseits tausende der Glaubensgenossen der „Antisemiten“ in punkto des Geldsammelns keineswegs hinter den Juden zurückgeblieben sind, one daß sie von der ob dieses unmoralischen Tuns entrüsteten Hezer auch nur erwähnt, geschweige denn verurteilt wurden. Dr. Wed wendet sich nun mit seinem über 100 Seiten starken, fesselnd geschriebenen Büchlein an diejenigen Bürger, welche sich in diesem Streite einen kühlen Kopf und volle Unabhängigkeit gewahrt haben, sodann noch an die, welche von Not und Elend heimgeführt, gern hezenden verbrecherischen Einflüsterungen Glauben schenken und für ihre materielle Bedrängnis die Juden als solche verantwortlich zu machen geneigt sind. Geschichtlich weist er nach, wie die Israeliten einst ein fleißiges Volk gewesen, das allerorts wolgelitten, überall Wohlstand verbreitet habe und nur durch Jahrhunderte lange, schenflische Verfolgungen unterdrückt und schließlich auf die Bahn des Handels und Schachers gedrängt worden sei. Wir bitten nur das Kapitel „Im tausendjährigen Reiche des Priestertums“ aufmerksam zu lesen. Unserer Meinung nach spricht gerade der Umstand, daß die Juden trotz dieser Verfolgungen nicht nur nicht untergingen, sondern sogar zu ihrer hertigen Machtstellung gelangten und uns so hervorragende Geisteskämpfer wie Spinoza, Mendelssohn, Börne, Jakoby u. a. geschenkt, am deutlichsten für das Kulturelement, das in ihnen steckt. Dieses Element zum Wohle der menschlichen Gesellschaft nützlich und dem Wucher, d. h. der von Juden und Christen geübten, das Gemeinwohl schädigenden Ausbeutung der gesellschaftlichen Kräfte durch staatliche und kommunale Organisationen unmöglich zu machen, dafür plaidiert schließlich der Verfasser. — Allen Freunden der Toleranz und des Humanismus können wir daher nur die recht gut ausgestattete Schrift zum fleißigen Studium empfehlen.

Sprechsal für jedermann.

Bitte um Auskunft. In einer Nummer dieses Jahrganges las ich die freundliche Zuschrift eines Herrn J. Mar. aus Chicago, über: „Ein Haus in Bewegung“. Da ich nun annehme, daß Herr Mar die amerikanischen Verhältnisse überhaupt genau kennt, so möchte ich anfragen, ob er so freundlich sein würde, in der R. W. über die dortigen Verhältnisse im Baufach, speziell für Maler Auskunft zu geben*). Ich habe Lust, nach Amerika überzufriedeln; es ist mir jedoch in letzter Zeit von verschiedenen Seiten erzählt worden, daß es für meinen Beruf dort fast schlechter stände als hier.

C. Günther.

Allgemeinwissenschaftliche Auskunft.

Berlin. S. W. Das, was Sie für tüchtige Verstämmung der Bäume halten, deren Verpflanzung Sie mit angesehen haben, ist wahrscheinlich die notwendige Verbindung für den Erfolg des Verpflanzens gewesen. Fast bei jedem Verfezen von Pflanzen ist eine Verletzung der Wurzeln, durch welche die Pflanze aus dem Boden ihre Nahrung zieht, nicht zu vermeiden, und beim Verfezen erwachsener Bäume geht es nicht ab one ein Abhauen oder Abreihen starker Wurzeln. Der so verstämmelte Wurzelskörper kann alsdann längere Zeit nicht in genügendem Maße seine Schädlichkeit als Nahrung insbesondere wasserführendes Organ tun und stürzt sich nur allmählich dann zu der alten Vollständigkeit, wenn die Wurzelspitzen wieder neue mit Wurzeln versehen Stücke gebildet haben oder wenn Seitenwurzeln entstanden sind. Man trägt nun bei mit Sicherheit voraussetzenden Verminderung der Wurzeltätigkeit dadurch Rechnung, daß man dem zu verfezenden Baume einen Teil seiner Kräfte und damit einen entsprechenden Teil seines Nahrungsbedürfnisses nimmt. In demselben Maße, in dem sich der Wurzelskörper wieder zur alten Kraft entwickelt, entwickeln sich dann aus einzelnen Knospen neue Zweige, welche die der verlorenen Kräfte ersetzen.

Barmen. Aller Abkommt S. In der Tat besteht in Berlin eine technische Hochschule, deren Bildung durch Vereinigung der Gewerbeschule und Bauakademie bereits 1876 beschlossene Sache war, während die Ausführung dieses Beschlusses bis in den April 1879 auf sich warten ließ. Die technische Hochschule ist vollständig akademisch eingerichtet. Die Leitung liegt in den Händen des Senates, der aus den fünf Vorsehern der Abteilungen (diese den „Fakultäten“ der Universitäten entsprechend), dem Syndikus, fünf aus dem Lehrpersonal gewählten Senatoren und endlich dem Rektor des Vorjars besteht. Der ein Jahr lang an der Spitze des Senats und der Hochschule stehende Rektor wird von der Gesamtheit der ordentlichen Lehrer gewählt. Die fünf Abteilungen sind 1) Architektur, 2) Bauingenieurwesen, 3) Maschineningenieurwesen, vorläufig mit Einschluß des Schiffbaus, 4) Chemie und Heilkunde, 5) allgemeine Wissenschaften (besonders Mathematik und Naturwissenschaften). Für Deutsche ist die Aufnahmebedingung der Besitz eines Reifezeugnisses seitens eines deutschen Gymnasiums oder einer preussischen Real- oder Gewerbeschule mit neunjährigem Kursus und wenigstens zwei fremden Sprachen. Auch die ehemals polytechnischen Schulen in Hannover und Aachen sind in den Rang technischer Hochschulen erhoben worden.

*) Selbstverständlich wird sich auch jeder andere mit den bezüglichen Verhältnissen in Amerika Vertraute, wie unsere Leser zu dem verpflichtet, wenn er uns darüber seine Meinung mitteilt.

D. Red.

Inhalt. Im Kampf wider alle. Roman von Ferd. Stiller. (Fortf.) — Die Einführung der warmen Getränke in Europa. Kulturgeschichtliche Skizze von H. S. — Die Ueberzeugung. Von Dr. Richard Ernst. — Auch ein Erziehungsinstitut. Eine münchener Plauderei von K. — Der Marktplatz von Mérida. (Mit Illustration.) — Literarische Umschau: J. Steiningers neuester und verbesserter Bauernkalender. — Eine Rechtfertigung der Juden. — Sprechsal für jedermann: Bitte um Auskunft. — Allgemeinwissenschaftliche Auskunft.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. (Neue Weinsteige 23.) — Expedition: Ludwigsstraße 26 in Stuttgart. Druck und Verlag von J. H. W. Dieß in Stuttgart.